

**Julie Burchill: Prinzessin Mako macht es besser als Meghan Markle**

Nummer 44 – 4. November 2021 – 89. Jahrgang  
Fr. 9.–(inkl. MwSt.) – Euro 6.90

# DIE WELTWOCHEN



## Alles wird gut

Warum wir zuversichtlich in die Zukunft blicken dürfen. *James Delingpole*

## Männer, werdet Frauen!

Geschlechtswechsel: Ran an die weiblichen Privilegien. *Urs Paul Engeler*

## Xi Jinping schwächt China

Sein autoritäres Kontrollregime gefährdet das Wirtschaftswunder.

*Stefan Aust und Adrian Geiges*

**Unterschätztes Mittelalter**  
Wie die Kirchenväter  
die Wissenschaft  
entfesselten



WINTERSAISON VON 25.11.21 BIS 01.05.22



RELAIS & CHATEAUX

★★★★ SUPERIOR  
**CHASA MONTANA**  
HOTEL & SPA

**SILBERSCHNEEWOCHEN**

09.01– 29.01.2022

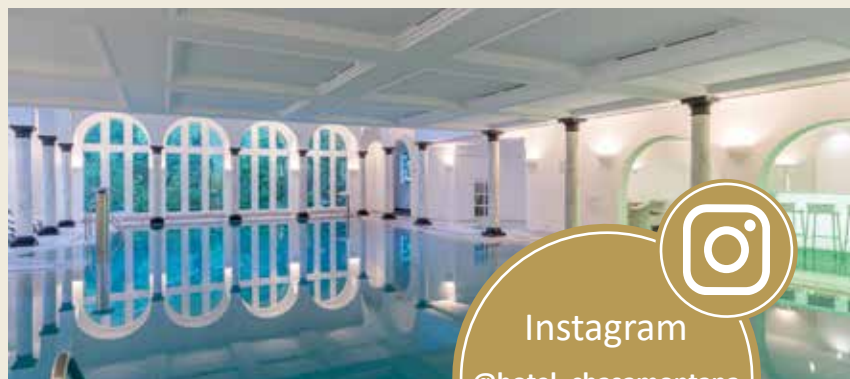
Profitieren Sie auch diesen Januar wieder von freien Pisten, super Schneeverhältnissen und überragender Leistung.

Ab **CHF 818,-** p. P. im Doppelzimmer mit **Halbpension** für 4 Nächte inkl. **3-Tages-Skipass**

Ab **CHF 1561,-** p. P. im Doppelzimmer mit **Halbpension** für 7 Nächte inkl. **6-Tages-Skipass**

dazu: CHF 50,- Gutschein für das ZEGG Sport & Mode & CHF 25,- Spa Gutschein p. P., Chasa Montana Pink und süsse Verführung zur Anreise

**WINTER DELUXE:** Eingebettet in der Silvretta Arena Samnaun-Ischgl öffnet das familiäre Chasa Montana im Engadiner Stil die Tür zu einem grenzenlosen Skiparadies mit 238 km Pisten. Neben dem 5 Gang Halbpensionswahlmenü verwöhnen drei À-la-carte-Restaurants mit Spezialitäten von der italienischen Küche über das Gourmet-Stübli (16 Punkte Gault&Millau, 1 Michelin-Stern) bis hin zum Fondue- & Raclette-Stübli – gekrönt von über 1.400 verschiedenen Weinsorten. Der 1.500 m2 große Montana Spa mit römischem Hallenbad, Saunalandschaft, Außen-Solepool, Fitnesscenter und Beauty- und Massagecenter bietet Wellness vom Feinsten. Die Zollfrei Geschäfte von ZEGG bieten ein umfangreiches Angebot an Top-Marken!



WINTER SPECIAL  
25.11.21 – 18.12.21, 09.01.21 – 29.01.22  
4 NÄCHTE BUCHEN - NUR 3 BEZAHLEN!



Instagram

@hotel\_chasamontana  
#hotelchasamontana

**ZEGG.CH**  
HOTELS & STORES

www.hotelchasamontana.ch

## Die Münzenwerfer von Rom

**M**anchmal sagen Bilder mehr als tausend Worte. Zum symbolischen Schlussakt des weitgehend ergebnislosen G-20-Treffens in Rom standen die Staatsoberhäupter zusammen und warfen, wie es sonst nur Touristen, Liebespaare oder Verzweifelte tun, rückwärts über die rechte Schulter Münzen in den berühmten Trevi-Brunnen. Das Ritual soll Glück bringen.

Ich fand die Szene sympathisch. Sie war von bezwingender, vermutlich unfreiwilliger Ehrlichkeit, und zwar in doppelter Hinsicht. Zum einen werfen Politiker oft genug mit Geld um sich, das ihnen andere Menschen, die Steuerzahler, gegeben haben. Erfolg ungewiss. Zum andern hat Politik häufig etwas Irrationales. Man tut etwas und hofft, dass es etwas bringt. Erfolg noch ungewisser.

Ich will nicht zynisch klingen. Politik kann auch Staatskunst sein. Es gibt viele beeindruckende und intelligente Politiker. Was wir an ihnen kritisieren, ist nicht selten der Tragik der Umstände und den unglücklichen Nebenwirkungen von Handlungen geschuldet, auf die man sich guter Hoffnung eingelassen hatte, um dann von den unbeabsichtigten Folgen brutal überrascht zu werden.

Es gibt Faustregeln: Zu Leb- und Amtszeiten beliebte Politiker erweisen sich im Urteil der Geschichte oft als die unfähigsten. Nehmen wir eine Bundesrätin Doris Leuthard in der Schweiz. Sie war der Liebling der Medien, in allen Umfragen weit oben. Inzwischen merken die Leute, dass ihre wendehalsige Energiepolitik die Schweiz in ein schwarzes Stromloch stürzen könnte.

Die Münzenwerfer von Rom sind das Sinnbild unserer Zeit. Überall türmen die Staaten Schulden auf. Wir haben auf «Weltwoche daily» von der Europäischen Zentralbank als einer «kriminellen Organisation» gesprochen. Das ist nur leicht übertrieben. Die EZB wirft mit Unmengen von gedrucktem Geld um sich, um damit den Staaten das Schuldenmachen zu erleichtern. Viele halten das für einen Verstoß gegen die Regeln und Gesetze, auf denen die EZB errichtet wurde.

Ein besonderes Spektakel des Münzenwerfens bietet die Klimakonferenz von Glasgow. Hier sind die Politiker drauf und dran, nicht ein paar Münzen, sondern ganze Ozeane von Geld aufzuwerfen, beziehungsweise den Steuerzahlern abzunehmen, um damit, wie sie sagen, den Planeten Erde zu retten. Es ist wahrscheinlich das grösste Opfer an Wohlstand in der Geschichte der Menschheit.

Erfolg mehr als ungewiss.

Ich misstrauere dieser masslosen Politik der internationalen Konferenzen. Ich fände es am besten, die Schweiz würde sich davon fernhalten, gar nicht erst hingehen. In aller Regel ist für die Menschen ausser Kriegen fast nichts gefährlicher als ein Saal voller Politiker, die davon überzeugt sind, eine wirklich gute Idee zu haben.

Ich möchte nicht missverstanden werden: Es braucht Konferenzen. Ich finde es richtig, wenn Politiker miteinander reden. Das Gespräch ist ein Instrument der Zivilisation, wenn unter Zivilisation ein Prozess verstanden wird, bei dem sich die Menschen friedlich über Dinge unterhalten, die sie beschäftigen, und über Probleme, die gelöst werden müssen.

Allerdings liegt im Gespräch auch eine Gefahr, und im Gespräch unter Politikern, Regierungschefs zumal, liegt eine besondere Gefahr. Ich meine die Rudelbildung, die kartellmässige Verklumpung von Macht- und Interessengruppen, die an solchen Konferenzen merken, wie sie ihre Interessen gegen andere Gruppen, in diesem Fall die Bürger, besser durchsetzen können.

Klimapolitik ist so ein wunderbarer Macht- und Interessenhebel für die Politik. Klimapolitik bedeutet, dass sich Regierungen grossräumig, global, weltweit gleichschalten, um wirksamer, und das heisst immer: undemokratischer, von

oben regieren zu können. Klimapolitik bedeutet mehr Macht für die Politiker, für den Staat und seine Profiteure, aber weniger Macht für die Bürger, die bezahlen und ausbaden müssen, was die Weltklimapolitik über ihre Köpfe hinweg entscheidet.

«Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet.» Diesen Satz habe ich während meines Studiums gelesen. Geschrieben hat ihn ein Staatsrechtslehrer, der anhand dieses Satzes die Notwendigkeit und Vernünftigkeit der Diktatur als Staatsform belegen wollte. Diktatoren brauchen den Ausnahmezustand, den sie selber ausrufen, um ihre Diktatur zu installieren.

In Glasgow ist viel von der «Klimakatastrophe» die Rede. Ohne den Hauch eines Zweifels übernehmen die Medien solche Begriffe. Mit Blick auf die Klimakonferenz war von der «drohenden Auslöschung der Menschheit» die Rede. Die Prediger des Ausnahmezustands sind mitten unter uns, und niemand scheint ihnen widersprechen zu wollen.

Ich masse mir nicht an, es besser zu wissen als all die Wissenschaftler, die aufgrund ihrer Computermodelle überzeugt sind, die Erde werde in spätestens achtzig Jahren verglühen. Aber mir macht die angeblich menschengemachte «Erderhitzung» (noch so ein Alarmwort) entschieden weniger Angst als die Selbstverständlichkeit, mit der Politik und Medien den Ausnahmezustand heraufbeschwören.

Da sind mir die Münzenwerfer vom Trevi-Brunnen viel lieber. Sie lassen immerhin die Interpretationsvariante zu, es könnte ihnen bewusst sein, dass man am Ende eben tatsächlich nie wissen kann, was die eigene Politik bewirkt. Wer Münzen in einen Brunnen wirft, akzeptiert ein höheres Schicksal. Er vertraut auf sein Glück und muss keine Diktatur einführen.

Glasgow ist das Gegenteil des Trevi-Brunnens. Dort sind religiöse Überzeugungstäter am Werk, Missionare des Notstands, Vollstrecker des Ernstfalls, den sie gebieterisch herbeireden. Nie würden sie Münzen in einen Brunnen werfen. Sie glauben nicht ans Schicksal, ihr Mass sind sie selbst, und entsprechend masslos ist ihre Politik.

Aber auch aus Glasgow gibt es tröstliche Bilder. Auf einem sehen wir US-Präsident Joe Biden, friedlich schlafend während einer Sitzung. Wenn der mächtigste Mann der Welt an einer Konferenz zur Rettung des Planeten ein Nickerchen macht, kann die Menschheit nicht verloren sein. R. K.

AMEOS

SCHLAFLOS?  
ÜBERMÜDET?  
GEREIZT?

Bei uns finden Sie das ideale Umfeld und ein umfassendes medizinisches Angebot dafür.

AMEOS SEEKLINIKUM BRUNNEN

AMEOS Seeklinikum Brunnen |  
Gersauerstrasse 8 | 6440 Brunnen |  
T +41 41 825 48 48 | ameos.ch

## Gegen die Lust an der Apokalypse, Zarli Carigiet, mysteriöser Todesfall in Basel, Prinzessin Mako, Noël Studer, Ehrenrettung der Trainerhose

Am Uno-Klimagipfel in Glasgow treffen sich Staatschefs, Verwaltungsleute und Aktivisten, um Emissionsziele zu beschwören – und den Schauer des Weltuntergangs zu zelebrieren. Was ist davon zu halten, dass sich fast zweihundert Delegationen zwei Wochen im Konferenzbetrieb tummeln? Zwei renommierte Autoren geben hier ihre Einschätzung ab, ihre Meinung ist klar: Es ist eine Show, die keine Wirkung auf das Klima haben wird. Der *Spectator*-Kolumnist James Delingpole erklärt, nach welchen Mechanismen der professionelle Umweltaktivismus funktioniert. Der Bestsellerautor und Wissenschaftler Bjørn Lomborg zeigt auf, wie das für Klimaziele verschwendete Geld sinnvoller einzusetzen wäre. **Seiten 14, 30**



«Black Lives Matter»?  
Schauspiel-Ikone Carigiet als «Mohr».

Das Schweizer Fernsehen versieht den Filmklassiker «Der Schuss von der Kanzel» mit einem Warnhinweis: Mit dem Bündner Zarli Carigiet spiele ein weisser Schauspieler mit schwarzgeschminktem Gesicht einen Mohren. Diese Form der «kulturellen Repräsentation» sei heute «nicht mehr zeitgemäss» und könne «Anstoss erregen». Es ist offensichtlich, dass ein Film von 1942 nicht «zeitgemäss» sein kann. Offenbar wird mittlerweile selbst Zarli Carigiet von der «Black Lives Matter»-Bewegung plattgewalzt. Unter Rassismusverdacht geraten der jüdische Produzent Lazar Wechsler und der jüdische Regisseur Leopold Lindtberg. **Seite 20**

Nach dem britischen verzeichnet nun auch das japanische Königshaus einen prominenten Aus-

tritt. Prinzessin Mako verzichtet auf Amt und millionenschwere Abfindung – für eine Ehe mit einem hundsgewöhnlichen Japaner. «Makxit» und «Megxit» könnten gegensätzlicher kaum sein, stellt Julie Burchill fest. Mako wurde in ein Leben unermesslichen Reichtums geboren und lehnte dieses zugunsten wahrer Liebe ab. Meghan schnappt sich, so viel sie kann. «Das würdevolle Verhalten des japanischen Paares zeigt, dass gute Charaktereigenschaften wie Klasse und Integrität nichts damit zu tun haben, in welcher Schicht man geboren ist oder in welche man eingehiratet hat.» **Seite 26**

Er war seinen Alterskollegen stets einen Zug voraus. Er setzte seine Widersacher reihenweise schachmatt. Der Berner Noël Studer avancierte

mit zwanzig Jahren zum jüngsten Grossmeister der Schweizer Schachgeschichte. Als ihm sogar der FC Bayern München einen Vertrag gab, schien alles möglich. Doch nun – mit 25 Jahren – erklärt Studer seinen Rücktritt. Reporter Thomas Renggli ist dieser Geschichte auf den Grund gegangen – und hat aus erster Hand erfahren, dass im Spiel der Könige die Einsamkeit der härteste Gegner sein kann. **Seite 33**

Als im letzten Februar in einem Hinterhof an der Dornacherstrasse im Umfeld des Basler Rotlichtmilieus die nackte Leiche einer jungen Frau gefunden wurde, fiel der Verdacht sofort auf ihren Freund. Es handelte sich um den in Deutschland bekannten Musiker und Schauspieler Daniel Höferlin. Er sitzt seither in Untersuchungshaft. Mittlerweile liegen forensische Gutachten vor, die Höferlin massiv entlasten. Alex Baur hat den mysteriösen Fall recherchiert. Vor einer voreiligen Täterfixierung sei gewarnt. **Seite 34**

An Trainerhosen scheiden sich die Geister. Derzeit wird darüber diskutiert, ob das legere Kleidungsstück an Schulen verboten werden soll. Erinnerungen an das Bonmot von Modepapst Karl Lagerfeld (1933–2019) werden wach: «Wer eine Jogginghose trägt, hat die Kontrolle über sein Leben verloren.» Ganz so einfach ist es nicht. Sarah Pines gibt Entwarnung und erkennt in den modischen *joggers* die gemütlich-tröstliche Bepolsterung der Gegenwart. **Seite 44**

*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

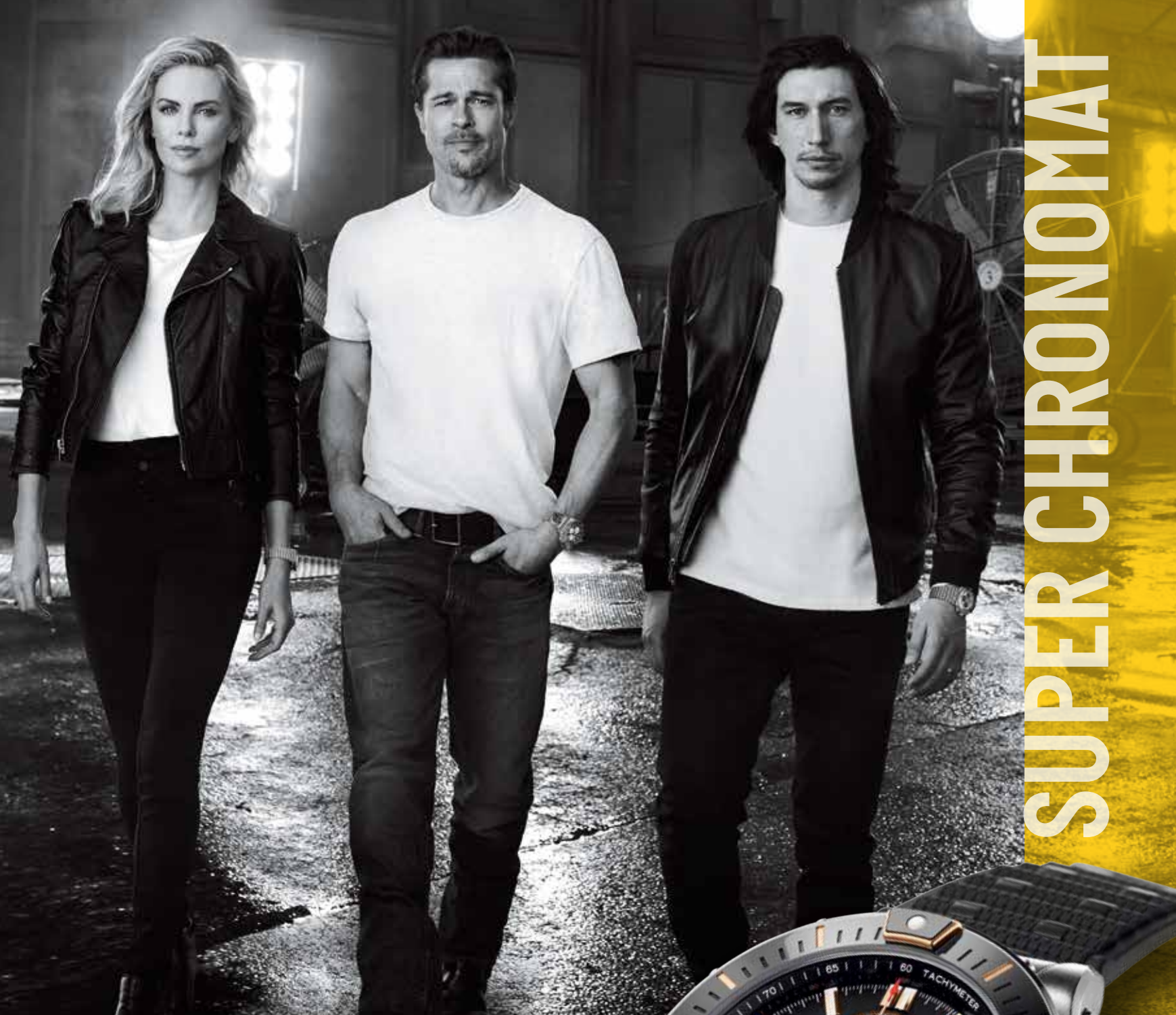
**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.



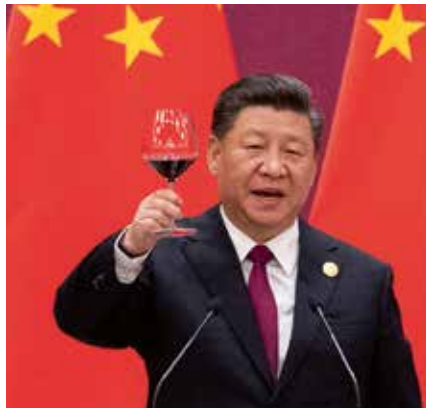
SUPER CHRONOMAT



**BREITLING**  
1884

**BREITLING BOUTIQUE**  
ZURICH • GENEVA • ZERMATT • BASEL  
LUCERNE • LAUSANNE • ST. MORITZ





Chinas Hypothek: Xi Jinping. Seite 38.



Grüner als man denkt: Seite 14



Würdevoll: Prinzessin Mako. Seite 26

## DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Walliser Doppelmoral
- 9 Peter Rothenbühler  
Liebe Monika Kaelin
- 10 Tagebuch Cora Stephan
- 12 Bern Bundeshaus Knapp am Crash vorbei
- 14 Alles wird gut  
Der Weltuntergang findet nicht statt
- 16 Erziehung der Gefühle  
Ankunft im Hafen des Bewusstseins
- 18 Inside Washington
- 18 Personenkontrolle
- 20 Mörgeli Ein Korrespondent im Abseits
- 20 Fernsehen Leutschenbach distanziert sich von Zarli Carigiet
- 21 Peter Bodenmann  
Totenhemmli-Trychler entscheiden
- 22 Sommarugas Schummeleien  
Energiepolitik in der Sackgasse
- 23 News Feminismus-Tempel Bundeshaus
- 24 An der Grenze zum Fanatismus  
Genderpolitik in Amerika
- 25 Bern Männer, werdet Frauen!
- 26 Mako vs. Meghan  
Prinzessinnen der Gegensätze
- 28 Faszination Reitsport  
Plädoyer von Damian Müller
- 29 Kurt W. Zimmermann  
Auf dem Schoss des Staates
- 30 Forschung statt leere Versprechen  
Appell an die Politiker in Glasgow
- 31 Pflästerli-Politik Der tabuisierte  
Pflege-Notstand von morgen

- 32 Wie ein Eispickel ins Herz  
Neue Waffen bedrohen Amerika
- 33 Plötzlich schachmatt  
Schachtalent Noël Studer hört auf
- 34 Mysteriöser Tod im Hinterhof  
Partykönig Daniel Höferlins Albtraum
- 36 «Beruhigt euch»  
Replik von Ex-Diplomat Tim Guldemann
- 37 Anabel Schunke  
Mein Leben als Ungeimpfte
- 38 Der Mann, der China schwächt  
Bilanz von Staatschef Xi Jinping
- 41 Revolutionär der Emanzipation  
Entdeckung der Empfängnisverhütung
- 42 Orbáns rechte Hand  
Ungarn stoppt illegale Migranten
- 43 Tamara Wernli  
Schnapsidee Medienförderung
- 44 Ehrenrettung der Trainerhose  
Modisches Statement der Freiheit
- 45 Thiel Auf dem Amt
- 46 Leserbriefe
- 47 Nachrufe Abdul Qadir Khan,  
Ado Campeol
- 48 Beat Gygi Über den Wolken  
sind die US-Behörden

## LEADER

- 49 Sieg des Abendlandes
- 50 Ohne Religion keine Wissenschaft  
Analyse von Rodney Stark

## LITERATUR UND KUNST

- 53 Ikone der Woche
- 54 Patricia Highsmith  
Meisterin der Beklemmung

- 56 Bücher der Woche
- 59 Die Sprache
- 60 Heimkehr in die Kunst  
Matthias Matussek über Tom Kummer
- 64 Clint Eastwood  
Wandlungen eines Kampfhahns
- 66 Kunst Courbet – Träume eines Realisten
- 67 Comedy Dave Chappelle
- 68 Fernsehen Meine goldenen Jahre  
bei «Wetten, dass ...?»
- 69 Jazz Pat Metheny

## LEBEN HEUTE

- 70 Wunderbare Welt
- 70 Unten durch
- 71 Fast verliebt
- 72 Frauen Emma Watson
- 73 Häuser «Stahl House» in Los Angeles
- 73 Was macht eigentlich?  
Mia Aegerter
- 74 Essen
- 74 Wein
- 75 Auto
- 75 Objekt der Woche
- 76 Bei den Leuten  
Pink-Ribbon-Music-Gala
- 78 Zeitzeichen
- 78 Fragen Sie Dania
- 79 Mittagessen mit ...  
Daniel Wyler
- 80 Menschen von morgen  
Star-Figaro Felix Fischer
- 82 Das indiskrete Interview  
Annette Fetscherin, Moderatorin



# Aus Liebe zum Dorf, wo Flughunde im Verein abheben.

Dem Stöckchen nachrennen ist von gestern. Heute will Hund Frisbee spielen. Jedenfalls in Neukirch, wo der erste DiscDog-Verein der Schweiz schon zweimal die Hundefrisbee Europameisterschaft auf der Wiese gleich neben dem Volg organisierte. Vereine gehören zum Dorfleben — wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Klein und fein mit allem, was es für den Alltag braucht. Nah und überschaubar. Einfach praktisch — und ein kleines bisschen persönlicher.

**Volg**  
*frisch und fründlich*

# Walliser Doppelmoral

Ausgerechnet jene Behörde, die sich selber über Corona-Regeln hinwegsetzte, statuiert an den Besitzern der «Walliserkanne» in Zermatt ein Exempel.

Hubert Mooser

Auf halber Strecke zwischen dem Bahnhof und dem Kirchplatz in Zermatt kommt man an der «Walliserkanne» vorbei. Am vergangenen Sonntagmorgen war der traditionsreiche Betrieb Schauplatz einer Wildwest-reifen Szene: Gegen zwanzig Polizisten spurteten die fast menschenleere Bahnhofstrasse hinauf zum Restaurant. Minuten später brausten drei weisse Vans heran, um Mutter und Vater Aufdenblattens sowie Sohn Ivan abzutransportieren. Der andere Sohn, Patrik, der gemeinsam mit Ivan den Betrieb führt, weilte zu diesem Zeitpunkt in Spanien in den Ferien.

Die handfeste Polizeiaktion war der vorläufige Höhepunkt einer seit Monaten anhaltenden Auseinandersetzung zwischen der Walliser Obrigkeit und den Wirtsleuten.

Ausgelöst hat sie der Walliser Staatsrat und Polizeidirektor Frédéric Favre (FDP). Ausgerechnet Favre, der sich selber nicht impfen liess und dafür vom nationalen Gesundheitsminister Alain Berset (SP) indirekt am Fernsehen kritisiert wurde, hetzte in Zusammenarbeit mit dem Walliser Gesundheitsdirektor Mathias Reynard (SP) eine ganze Polizeiarmada auf die Aufdenblattens.

## Nachsicht mit Staatsrat Darbellay

Gegenüber den Medien rechtfertigte Favre den Einsatz, der von Augenzeugen wie dem Zermatter Immobilienunternehmer Mario Julen als völlig unverhältnismässig bezeichnet wurde, mit folgender Entschuldigung: Man habe sich das nicht länger bieten lassen können, nachdem die Wirte sich über die Corona-Massnahmen, über Masken- und Zertifikatspflicht hinweggesetzt, Schliessbefehle ignoriert und amtliche Siegel entfernt hätten. Die Aufdenblattens liessen sich auch nicht beirren, als die Polizei den Eingang zum Restaurant mit schweren Betonblöcken versperrte.

Hätte man die ganze Geschichte nicht anders lösen können? Favre hatte jedenfalls mehr Nachsicht gezeigt, als sich am 27. Februar seine Regierungskollegen Christophe Darbellay (CVP) und Roberto Schmidt (CSP)

zur Unzeit in einem Restaurant in der Walliser Gemeinde Conthey bewirten liessen – dies, obwohl alle Beizen wegen des Lockdowns offiziell geschlossen bleiben mussten und auch keine Gäste bewirten durften. Also ganz nach dem bewährten Motto: Den Untertanen Wasser predigen, aber dann selber Wein trinken.

Ganz sicher ist Favre aber mit seinen Zwangsmassnahmen in Zermatt an die Falschen geraten. Das Matterhorndorf wird von Clans regiert, viele der heutigen Zermatter Millionäre waren vor sechzig bis siebzig Jahren noch Bergbauern, die erst durch das gross einsetzende Tourismusgeschäft reich

## Das Lokal hatte wegen seiner sozialverträglichen Mittagsmenüs für Arbeiter regen Zulauf.

wurden. Die Aufdenblattens gehören dabei zu den vermögendsten Familien des Ferienorts. Sie wohnen alle, inklusive Eltern, über der «Walliserkanne» unter einem Dach. Die Gebrüder Patrik und Ivan führen den Gastrobetrieb an bester Lage im Ort heute in vierter Generation. Und das will in Zermatt etwas heissen. Patrik Aufdenblattens, der als Eiskletterer ebenfalls erfolgreich ist, hat zudem im tiefer liegenden Randa eine Boulderhalle, also eine Kletterhalle, aufgestellt. Davon profitiert der Tourismus im gesamten hinteren Mattertal. Ihr Erfolg schafft auch Neider.



„ Ehrgeiz ist gut, kühnreich – aber man soll nichts erzwingen ...“

Aber sie sind halt auch ein bisschen Rebellen, die Aufdenblattens. Seit Ausbruch der Pandemie widersetzen sie sich jedenfalls konsequent den Corona-Massnahmen. Patrik wurde im letzten Jahr von den Matterhornbahnen schon das Saisonabonnement abgenommen, weil er sich weigerte, in der Bergbahn wie vorgeschrieben eine Schutzmaske aufzusetzen.

## Polizeiaktion als unnötig kritisiert

Natürlich waren in Zermatt viele nicht hocherfreut darüber, dass die Wirte der «Walliserkanne» die Corona-Massnahmen missachteten, zumal sich viele andere Betriebe brav den Anordnungen aus Bern und Sitten fügten. Gemeindepräsidentin Romy Biner-Hauser bezeichnete in einem Fernsehinterview mit SRF die Aufdenblattens als schwarze Schafe, die sich schwertäten mit Gesetzen und Verordnungen. Andere einflussreiche Zermatter befürchteten dagegen einen Imageschaden für den Ferienort.

Der *Blick* versuchte die Familie in die Querulantenecke zu stellen. Die Einheimischen würden die «Walliserkanne» schon lange meiden, berichtete die Zeitung am Montag. So ist es aber nicht. Im Gegenteil: Das Lokal hatte wegen seiner sozialverträglichen Mittagsmenüs für Arbeiter sogar einen regen Zulauf an einheimischen Gästen. Viele junge Zermatter solidarisierten sich denn auch mit den zwei Aufdenblattens-Brüdern.

Auch wenn viele Zermatter den Widerstand der Familie gegen die Corona-Massnahmen nicht toll finden, halten sie die robuste Polizeiaktion vom letzten Sonntag trotzdem für falsch. Dies auch, weil bei der Verhaftung Ivan Aufdenblattens an der Schulter verletzt wurde und hospitalisiert werden musste.

Wie lange Eltern und Sohn in Untersuchungshaft bleiben müssen, ist noch nicht klar. Dem Vernehmen nach soll Oberstaatsanwalt Rinaldo Arnold eine Verlängerung der U-Haft beantragt haben – als würde es sich um Schwerverbrecher handeln und nicht um Corona-Massnahmegegner, die passiven Widerstand leisteten.



# Liebe Monika Kaelin

Sie werden am Samstag die Gala für die 46. Verleihung des Prix Walo präsidieren. Die gesamte Prominenz der Schweizer Showszene wird miterleben, wie herausragende Künstler wohlverdiente Preise erhalten.

Ich liebe diese Oscar-Stimmung, von der es in der Schweiz viel zu wenig gibt. Nur das Schweizer Fernsehen wird durch Abwesenheit glänzen, weil es grundsätzlich keine populären Kisten mehr stemmen mag. Und nur eine wird keinen Preis heimtragen können, obschon sie es längst verdient hätte. Sie! Wenn es denn – wie in Amerika – einen Preis für ein Lebenswerk gäbe, einen Lifetime Award, dann müssten Sie ganz oben auf der Nominiertenliste stehen. Nicht nur wegen Ihrer herausragenden Leistungen als Entertainerin, Theater- und Filmschauspielerin, als Sängerin, als Musical-Produzentin, als Präsidentin der Showszene Schweiz/Prix Walo, sondern auch für das, was Sie als aufopfernde Ehefrau für die



*Willen, Talent und Durchsetzungskraft:* Entertainerin Kaelin.

Pflege Ihres verstorbenen Mannes Fritz Künzli geleistet haben. Und dafür, dass Sie sich im fortgeschrittenen Alter noch zur Pflegefachfrau ausbilden liessen, um dort zu helfen, wo Not an Mann und Frau herrscht, nämlich im Spital.

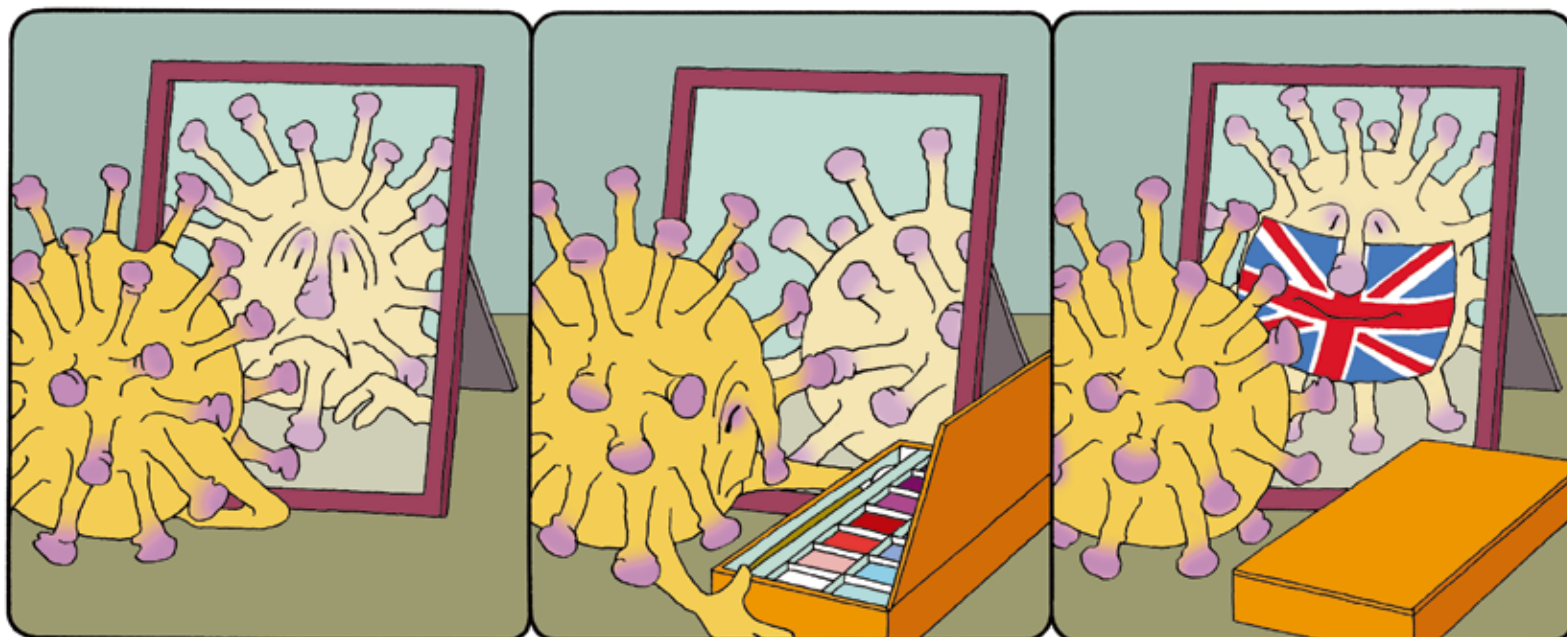
Wenn man bedenkt, dass Sie als gelernte Kindergärtnerin und ausgebildete Sängerin

zuerst durch Nacktfotos bekannt wurden, als das amerikanische Magazin *Penthouse* Sie 1980 zum «Pet of the Month» ernannte – und was Sie daraus gemacht haben, mit starkem Willen, Talent und Durchsetzungskraft, dann muss man sagen: Mit Schönheit allein haben Sie es nicht geschafft. Im Gegenteil. Dass Sie nach einer Covid-Pause wieder den langen Weg zu Sponsoren und Stiftungen unter die Füße genommen haben, damit diese Institution, die nicht mehr wegzudenken ist, erhalten bleibt, und das alles ehrenamtlich – da muss man sich eigentlich nur um die Zukunft Sorgen machen.

Wer stemmt den Prix Walo (ohne Honorar), wenn Sie einmal genug haben? Und wer überreicht Ihnen endlich den verdienten Lifetime Award?

*Mit freundlichen Grüßen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Cora Stephan



Es ist eine *déformation professionnelle*, die ich wohl nie mehr loswerde: Fast immer, wenn die volle Stunde schlägt – zwei Pendeluhren erledigen das überwiegend pünktlich –, fühle ich mich bemüssigt, das Radio anzustellen: der Nachrichten wegen. Es könnte ja etwas Wesentliches passiert sein.

Doch nein: Seit Frühjahr 2020 belästigen die deutschen Rundfunkanstalten ihre zur Zwangsabgabe verdonnerten Hörer mit Zahlen, bedrohlichen, sie steigen nämlich, ja, sie explodieren gar. Was genau sie jeweils besagen, bleibt im Ungewissen: Sind es Zahlen, die uns anzeigen, wie viele Menschen an Covid erkrankt sind, oder sind es Zahlen positiver Tests? Zeigen sie, wie viele Patienten auf den Intensivstationen liegen? Wie viele an Covid gestorben sind? Oder am Schlaganfall, aber positiv getestet?

Ich bin ja für präzise Zahlen, auf die sich Politik gründen sollte, etwa, wenn es um die Anliegen von Lobbys geht, die sich als gesamtgesellschaftlich relevant geben: Um wie viele «Betroffene», denen geholfen werden muss, geht es da jeweils? Das wissen zu wollen, hält man in bessermenschlichen Kreisen für kalt und irgendwie unmenschlich. Die Corona-Zahlen aber werden heiliggesprochen, dabei gleichen sie eher Wurfgeschossen. Als Basis für allfällige «Massnahmen» taugen sie nicht.

Doch was war das für ein Theater, als ein Profifussballer sich nicht impfen lassen wollte! Ein Volksfeind, dieser Joshua Kimmich! Das gab Schlagzeilen, aber nicht, dass sein zweifach geimpfter Trainer positiv getestet wurde. Eben nicht Kimmich.

Auf Facebook hat es einer fein zusammengefasst: «Die Geschützten müssen vor den Ungeschützten geschützt werden, indem man

die Ungeschützten zwingt, sich mit dem Schutz zu schützen, der die Geschützten nicht geschützt hat.» Radio aus.

Von Schockerlebnissen dank Hörfunk abgesehen, beneide ich mich jeden Morgen. Ich muss nicht nach draussen und mich zum Bahnhof begeben, um dort in einen vollbesetzten Zug zu steigen, der mich in die Nähe eines Arbeitsplatzes bringt. Mein Arbeitsplatz ist unweit von meinem Schlafzimmer entfernt.

Der Nachteil liegt auf der Hand: Man muss etwas Disziplin aufbringen, um nicht ständig im Arbeitsmodus zu sein. Ein Buch wird oft noch im Halbschlaf fortgeschrieben. Doch dagegen gibt es bewährte Mittel: niemals noch nach 20 Uhr arbeiten. Nichts lesen, was nach Recherche aussieht, höchstens freundliche britische Krimis. Musikvideos auf Youtube ansehen, seit den Beatles und dem Mersey Beat, und staunen, wie grossartig gerade die Musik aus den 70ern noch heute klingt.

Bisschen Netflix. Keine Politik. Deutscher Weisswein (südafrikanischer und neuseeländischer kommt auch gut). Schnurrende Katzen. Und, um diese Jahreszeit, Kaminfeuer. Einsam? Nein. Mir scheint der Verzicht auf die tägliche Begegnung mit Arbeitskollegen kein Nachteil zu sein, das geht den meisten Schriftstellern so. Ich weiss allerdings, dass mir dieser Verzicht im Laufe der Jahre den Verlust einer überlebensnotwendigen Fähigkeit eingetragen hat: der Fähigkeit, hinter der freundlichen Fassade die Intrigantin oder den Verleumder zu erkennen.

Immerhin bleiben mir so Enttäuschungen erspart. Und mein halbwegs positives Menschenbild nimmt keinen Schaden. Ein Roman, in dem es ausschliesslich Schurken gibt, neben den obligaten Unschuldslämmern, ist langweilig.

Was ich diesen Sommer vermisst habe, ist die «Klimaerwärmung». Nun kann man das Klima eigentlich nicht erwärmen, es bezeichnet ja eine Durchschnittszahl. Aber ein bisschen mehr Sonne und Wärme hätte gutgetan. Doch das Wetter, räusper, spielte leider nicht mit. Meine bäuerlichen Nachbarn wissen das: Wetter ist unberechenbar. Nur Menschen mit Grössenwahn glauben, sie könnten es kontrollieren.

Aber was schert das die Klimaapokalyptiker? Einige von ihnen sitzen nun wieder zusammen, in Glasgow, und beschwören den Weltuntergang, sofern nicht alle «klimaneutral» werden, wie immer das geht. Die Promis kommen klimasensibel im Privatjet, das Lastenfahrrad bleibt der Plebs vorbehalten. Prince Charles beschwört kriegsähnliche Zustände, wenn nicht sofort gehandelt wird – und die deutsche Bundesumweltministerin meint, Deutschland sei ein Vorbild für andere Länder. Deutschland, das seine klimasensiblen Atomkraftwerke abstellt, während andere welche bauen.

Ach. Wenn ich doch all diese Absurditäten ausschalten könnte wie das Radio. Denn die ganz und gar wirkliche Welt schert sich um all das nicht. Draussen ziehen disziplinierte Scharen von Kranichen gen Süden, die haben es auch gern warm. Die roten Weinblätter an meinem Haus lösen sich sachte und sinken zu Boden, wo die Spatzen nach heruntergefallenen Sonnenblumenkernen fahnden. Die Uhr schlägt volle Stunde.

Das Radio bleibt aus.

Cora Stephan ist Publizistin und Schriftstellerin. Ihr jüngstes Buch heisst: «Lob des Normalen. Vom Glück des Bewährten.» Finanzbuch-Verlag. 240 S., Fr. 26.90

DISCOVER  
REACH



GET YOUR FREE PACK NOW\*



Davidoff  
REACH FUSION

**NEW**



Davidoff  
REACH PURPLE

# be inspired

*Davidoff*  
CIGARETTES

**THE PREMIUM CAPSULE CIGARETTES,  
MODERN AND INNOVATIVE IN EVERY WAY**

- Modern, compact demi-slim format
- Trendy capsule flavours
- Firm-touch filter
- Reduced smoke smell

\*terms and conditions are available at [davidoff-cigarettes.ch](http://davidoff-cigarettes.ch)

Rauchen fügt Ihnen und den Menschen in Ihrer Umgebung erheblichen Schaden zu.  
Fumer nuit gravement à votre santé et à celle de votre entourage.  
Il fumo danneggia gravemente te e chi ti sta intorno.

# Knapp am Crash vorbei

Die Schweiz mischt sich immer penetranter in die inneren Angelegenheiten fremder Länder ein. Höchste Zeit für Aussenminister Ignazio Cassis, das Ruder zu übernehmen.

Das waren noch Zeiten, als die Schweiz international ein Schattendasein führte. Bis Anfang der 1990er Jahre waren Auslandsbesuche nicht einmal für den gerade amtierenden Bundespräsidenten eine Selbstverständlichkeit. Davor löste fast jede Auslandsreise eines Bundesrats Kontroversen aus. Das hat sich gewaltig verändert.

Heute prägen nicht bloss Bundesrat, Bundespräsident und Aussenminister die aussenpolitische Debatte, sondern verstärkt auch das Parlament und die Präsidenten von National- und Ständerat. Selbst Alt-Bundesräte wie Micheline Calmy-Rey (SP) versuchen regelmässig Einfluss zu nehmen, wie vor einigen Wochen, als sie sich zum angeblichen Krach mit Frankreich öffentlich äusserte.

Die frühere SP-Bundesrätin sieht es als Fehler an, dass die Schweiz den amerikanischen Kampfjet F-35 statt den französischen Rafale kaufen will und die Franzosen damit vor den Kopf stiess. Calmy-Rey beleuchtet damit ein Problem, das in den vergangenen Jahren immer deutlicher geworden ist: die Inkohärenz unserer Aussenpolitik. Bundesrat Ignazio Cassis (FDP) ist es bisher auch nicht gelungen, dem Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) seinen Stempel aufzudrücken.

## Erfolgsmodell Neutralität

Während Calmy-Rey und nach ihr Didier Burkhalter (FDP) als Aussenminister vor allem die Rettung der Welt anstrebten, betont Cassis heute die Aussenwirtschaftspolitik wieder stärker. Mit dieser Diplomatie sind wir in der Vergangenheit immer gut gefahren. Dazu gehört auch eine strikte Neutralitätspolitik.

Aber in letzter Zeit ist Cassis sich selber halt wieder untreu geworden. So kritisierte er zum Beispiel plötzlich die Menschenrechtsverletzungen in China. Das mag wohl gut fürs Gemüt sein, davon kann sich die Schweiz aber keinen Blumentopf kaufen. Die Chinesen empfanden die Intervention auch prompt als ungebührliche Einmischung in ihre inneren Angelegenheiten. Will sich die Schweiz nun auf einen Hosenlupf mit den Chinesen einlassen?



Zunehmend diffuse Rolle:  
APK-Präsidentin Tiana Moser.

Cassis' Kehrtwende lässt sich ein Stück weit wohl auch so erklären, dass der Aussenminister sich in der Zwischenzeit stärker gegen links verneigt, weil SP-Vertreter unterschwellig immer wieder mit seiner Abwahl drohen und die Weichenstellungen der Aussenpolitik so zu ändern versuchen.

Eine zunehmend diffusere Rolle spielte dabei die Aussenpolitische Kommission des Nationalrates (APK), wo zwar die Bürgerlichen rein rechnerisch eine Mehrheit stellen, die

## Will sich die Schweiz nun auf einen Hosenlupf mit China einlassen?

Linke aber den Ton angibt. Einzelne Vertreter von FDP und Mitte scheren aus oder fehlen bei Abstimmungen, wie SVP-Nationalrat Roland Büchel moniert. Die APK ignoriert unter ihrer derzeitigen Präsidentin Tiana Moser auch das eherne Gesetz, nach dem man öffentliche Stellungnahmen jenen überlassen sollte, die ein Mandat dazu haben. «Die Kommission und das Parlament haben eine Rolle bei der Strategie

und Oberaufsicht», sagt Büchel. Operativ müsse jedoch der Bundesrat am Ruder sein und die Konsequenzen tragen.

## Hearings zur Situation der Uiguren

Für den St. Galler SVP-Politiker ist es jedenfalls haarsträubend, was Linke in der APK ständig aufs Tapet brächten. Am 25. Oktober schrammte man haarscharf an einem weiteren Zusammenstoss mit China vorbei. Es ging um eine parlamentarische Erklärung, welche die «anhaltende, schwere Menschenrechtskrise in Ostturkestan (chin. Xinjiang)» als Verbrechen gegen die Menschlichkeit anprangerte. Es geht um die Uiguren.

Mit 13 zu 11 Stimmen wurde dieser Plan, hinter dem Leute wie der Zürcher Gutmensch Niklaus Gugger (Die Mitte) stehen, knapp verhindert. Doch die Geschichte ist noch nicht gegessen. Im November führt die APK beim IKRK in Genf eine Kommissionssitzung durch. Dort will man Hearings zur Situation der Uiguren in China durchführen. Das basiere auf einem Antrag aus der Kommission, sagt APK-Präsidentin Tiana Moser dazu. «Es steht dabei die Frage im Fokus, ob es sich dabei um einen Genozid handelt.»

Ein eigenes Kapitel ist die EU-Politik, wo Parlamentarier wie SP-Nationalrat Eric Nussbaumer dem Bundesrat in den Rücken fallen und gemeinsam mit EU-Kommissaren und -Parlamentariern auf diesen eindreschen.

Doch auch die Präsidenten von National- und Ständerat mischen bei der Aussenpolitik mit. Andreas Aebi (SVP, BE) nahm beispielsweise vor einigen Wochen hochoffiziell im Auftrag von Bundespräsident Guy Parmelin (SVP) und mit dem Segen von Aussenminister Ignazio Cassis an einem Treffen der Krim-Plattform teil. Das war neutralitätspolitisch problematisch. Denn mit dieser Aktion will die Ukraine langfristig die Kontrolle über die Halbinsel zurück-erlangen. Ende Oktober ist nun auch Aussenminister Cassis in die Ukraine aufgebrochen – um mit fast den gleichen Leuten noch einmal zu reden. Wenigstens soll er sich vorher noch mit Aebi kurzgeschlossen haben.

# Neues Talk-Format bei ServusTV: *Der Pragmaticus*

Fakten. Verstehen. Handeln.  
Auf den Punkt gebracht.



Ab September startet das neue Talk-Format «Der Pragmaticus» bei ServusTV, das jeden ersten Sonntag im Monat ausgestrahlt wird. Weltwoche-Chefredakteur Roger Köppel spricht dazu mit Experten über die grossen Fragen unserer Zeit und übersetzt die wissenschaftlichen Fakten für die Allgemeinheit.

---

## Ausstrahlungsdaten im TV

07. 11. 2021

05. 12. 2021

06. 02. 2022

06. 03. 2022

03. 04. 2022

01. 05. 2022

Jeweils um 22.55 Uhr oder abrufbar  
auf [www.servustv.com](http://www.servustv.com).

---

Anzeigen Sponsor

SCHAERER COMPANY GROUP CH-8700 Goldbach-Küsnacht

# Alles wird gut

Die Propagandamaschine der Klima-Alarmisten wird übermächtig. Dabei gibt es allen Grund für Zuversicht.

James Delingpole

Wie stoppen wir das?», fragt der *Spiegel* auf dem Titelbild seiner aktuellen Ausgabe, im Hintergrund eine ausgetrocknete, rissige, schlimm aussehende Erdkugel, von der rechts unten ein ganzes Stück fehlt. «Der Planet kollabiert», wird uns verkündet, als wäre es eine unstrittige Tatsache und nicht eine hysterische Spekulation.

Genau so verfahren alle anderen Mainstream-Medien. Von der *New York Times* bis zum *Guardian* – die Botschaft ist immer die gleiche: Die Welt steuert ihrem Untergang entgegen, es ist alles unsere Schuld, und die Uno-Klimakonferenz in Glasgow ist buchstäblich unsere allerletzte Chance.

Wissen Sie, wie viel eine derart flächen-deckende Propagandakampagne kostet? Das ist unmöglich, zu beziffern. Das menschliche Gehirn kann sich solche Zahlen nicht vorstellen. Dennoch habe ich Benny Peiser (früher Mitglied bei den deutschen Grünen, heute Mitarbeiter bei der klimaskeptischen Global Warming Policy Foundation) gebeten, die jährlichen Ausgaben der globalen Klimaindustrie zu schätzen.

## «Gigantische Summen»

«Sieben Milliarden?», sagte er spontan, was nur halb scherzhaft gemeint war. «Wo soll man anfangen?» Die Gehälter der ganzen Akademiker, die die Klimaagenda vorantreiben, die zuständigen Beamten, die Steuergelder, die für Subventionen aufgewendet werden, die Investitionen der Unternehmen. «Es sind gigantische, schlicht unvorstellbare Summen.»

Und hier haben wir das Grundproblem der Klimaindustrie: Dieser Komplex ist unterdessen so mächtig geworden, dass er nicht mehr zurückgedrängt werden kann. Dieser gigantische Apparat, unempfänglich für Logik oder Kosten-Nutzen-Analysen, ist ein Koloss, der alles gnadenlos plattmacht und mit seinen schrillen Anklagen die Stimmen vernünftiger, anständiger, kenntnisreicher Wissenschaftler übertönt, die sachlich, mit Augenmass und mit Fakten über das Thema diskutieren wollen.

Im Laufe der Jahre habe ich mit vielen dieser Leute gesprochen – mit den Physikern William



Die Welt erfreut sich bester Gesundheit.

Happer und Richard Lindzen, mit Fred Singer, mit dem Geologen Ian Plimer. Sie alle sind (oder waren) anerkannte Experten und herausragende Vertreter ihres Fachs. Alle wurden von ihren Kollegen und den Institutionen marginalisiert und von den Medien weitgehend ignoriert, weil ihre hoffnungsvolle Botschaft einfach nicht zum modischen Katastrophennarrativ passt.

Wie lautet ihre Botschaft? Ganz einfach: Die Erderwärmung (beziehungsweise «der Klimawandel» oder die «Klimakatastrophe» – es werden ja immer neue Begriffe eingeführt) ist in Wahrheit kein Problem. Sie existiert als Bedrohung nur in Klimamodellen, die inzwischen von der Realität weitgehend widerlegt worden sind.

### Grösster Betrug in der Geschichte

Das Gleiche gilt für all die anderen unablässig beschworenen «Umweltbedrohungen» – die hilflosen Eisbären, die versinkenden Pazifikinseln, die schmelzenden Gletscher, die Walrosse, die sich in den Tod stürzen, das sterbende Great Barrier Reef, der Plastikmüll im Pazifik, die Versauerung der Meere, die schmelzenden Polkappen, die beispiellosen Waldbrände, das Artensterben und so weiter. Keine einzige die-

*Die Klimakatastrophe existiert nur in Modellen, die von der Realität weitgehend widerlegt worden sind.*

ser Horrorgeschichten hält einer kritischen Überprüfung stand. Es ist alles grüne Propaganda, die in der Öffentlichkeit ein Klima von Angst erzeugen soll, damit gewisse Interessengruppen hübsche Profite aus den kostspieligen Lösungen für diese imaginären Probleme ziehen können.

Seit fast zwanzig Jahren verfolge ich diesen ungeheuren Skandal, den grössten wissenschaftlichen Betrug in der Geschichte der Menschheit. Und immer wieder überrascht und erschreckt es mich, wie unverwundlich die grosse Lüge ist. Als ich beispielsweise 2009 bei der Aufdeckung des «Climategate»-Skandals mithalf (die Wissenschaftler im Zentrum der globalen Klimaindustrie hatten alle möglichen schmutzigen Tricks angewendet), stellte ich mir vor, dass dieser unglaubliche Schwindel unter der Last der Beweise zusammenbrechen würde.

Doch die Betrüger sind ebenso schamlos wie raffiniert. Sie geniessen die Unterstützung von Unternehmen, Regierungen und Medien. Unlängst sendete die BBC einen Film zum Thema «Climategate». Doch statt den Hauptverantwortlichen als Betrüger vorzuführen, der die Klimaforschung für politische Zwecke missbraucht, wurde er als Held gezeigt, der von üblen, ignoranten Journalisten gemobbt wird, weil er seinen Job macht.

In den letzten Jahren ist die Wahrheit in Sachen Klima durch eine massive Propagandakampagne praktisch begraben worden – die einen autistischen, zopftragenden Teenager namens Greta ehrfürchtig wie eine Heilige behandelt, während seriöse Wissenschaftler, die ihr Leben der Erforschung dieser Fragen widmen, als Spinner und Sonderlinge abgetan werden.

Noch vor fünf Jahren konnte ich in britischen Zeitungen Artikel über die Sinnlosigkeit von teuren, unzuverlässigen und hässlichen Windrädern veröffentlichen, die eine Gefahr für Fledermäuse und Vögel sind. Doch diese Zeit ist vorbei. In Grossbritannien sind Redaktionen eingeschüchtert durch immer neue ärgerliche Beschwerden von Umweltaktivisten bei der Medienaufsicht, die ihnen oft genug recht gibt. Und angesichts sinkender Auflage sind Zeitungen immer mehr von staatlichen Anzeigen abhängig. Seit der Corona-Krise ist die britische Regierung der wichtigste Anzeigekunde. Und da Boris Johnson, wie die meisten seiner westlichen Kollegen, die Umweltpolitik massiv ausbaut, will die käufliche Presse nicht zurückstehen.

Johnson war selbst ein ausgesprochener Klimaskeptiker. Als Kolumnist hat er sich oft lustig gemacht über die Absurditäten grüner Ideologen. 2013 etwa schrieb er, dass Windkraftanlagen so schwach seien, dass sie «nicht die Haut von einem Reispudding entfernen können».

### Perfekt inszenierte Veranstaltung

Aber seit er Premierminister ist (und seine Instruktionen vermutlich von der globalen Elite bezieht, die hinter der grünen Agenda steht), schlägt er neue Töne an. Seine Eröffnungsrede in Glasgow war beispielhaft für jene unausgegorenen Halbwahrheiten und peinlichen Dummheiten, die der Klimakomplex so gern verbreitet.

Er leugnete die Errungenschaften der industriellen Revolution (die in erster Linie dafür ge-

sorgt haben dürfte, dass Grossbritannien heute so wohlhabend ist, und ohne die Boris' Vater es sich nie hätte leisten können, seine Söhne auf ein vornehmes Internat wie Eton zu schicken) und verglich die «Kolben und Turbinen und Maschinen» mit einer tickenden bondschen «Zeitbombe», die «das menschliche Leben, wie wir es kennen, für immer auslöschen wird».

Das ist natürlich kompletter Unsinn, und das

*Eine parasitäre Elite, die die kleinen Leute verachtet, will ihre Gier befriedigen.*

weiss Johnson auch. Aber darum geht es nicht. Die Uno-Klimakonferenzen sind pures Theater – perfekt inszenierte Veranstaltungen, die uns glauben machen sollen, dass immer höhere Umweltabgaben, die vorgeschriebene Verwendung teurer erneuerbarer Energien sowie das Verbot von Benzin- und Dieselaautos und Flugreisen nur ein einziges Ziel verfolgen – nämlich die Rettung des Planeten.

### Privatjets und Limousinen

Aber das stimmt einfach nicht. Das wahre Ziel der Umweltagenda ist unverändert: Eine parasitäre malthusianische Elite, die die kleinen Leute verachtet, will ihre Gier befriedigen und, ihre Absichten mit wohlklingenden Parolen geschickt tarnend, ihre Macht ausbauen und absichern. Deshalb strömen ihre Vertreter massenhaft in ihren Privatjets und Limousinen zu diesen Umweltkonferenzen, um zu demonstrieren, wie egal ihnen unsere Interessen sind, und um uns daran zu erinnern, dass wir das Volk sind und sie die Herren.

Das Wichtigste, das jeder erkennen sollte, wenn er all die deprimierenden Schlagzeilen liest, die vom Umweltgipfel in Glasgow inspiriert wurden: Die Wahrheit ist das genaue Gegenteil dessen, was Politiker, Wissenschaftler und Medienhysteriker sagen. Die Welt stirbt nicht, sondern erfreut sich bester Gesundheit: Der zusätzliche CO<sub>2</sub>-Gehalt in der Atmosphäre bewirkt eine globale Begrünung – eine Zunahme der Vegetation an Wüstenrändern wie der Sahelzone in Nordafrika. Korallenriffe, die aufgrund von Bleiche abgestorben schienen, haben sich erholt. Die Eisbär-Populationen boomen.

Es gibt viele Dinge, über die man sich im Jahr 2021 Sorgen machen kann. Eine drohende Umweltkatastrophe gehört ganz sicher nicht dazu.

James Delingpole schreibt seit zwei Jahrzehnten über den Klimawandel und die Umweltbewegung. Er ist der Autor von «Watermelons: The Green Movement's True Colors», ein Bericht über die Machenschaften und Motive des Klimaindustrie-Komplexes.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



# Ankunft im Hafen des Bewusstseins

Da sind wir nun, der Welthandel macht schlapp.



*Es ist noch nicht Weltuntergang, das nicht.*

**D**a ist dieses unendlich grosse Sammelbecken für das Gefühlte, das Gedachte und das Erlebte, im Wirrwarr des Neokortex liegt es, das Bewusstsein des Menschen, seine Fähigkeit dazu. Sekündlich wird es gespeist, torpediert, gestreichelt, malträtiert, all die Sinneswahrnehmungen tropfen oder stürzen in es hinein. Immer scheint dieses Becken randvoll und kurz vor dem Überschwappen, vor dem Kollaps, wäre da nicht dieser selbstregulierende Abfluss in den Tiefen des Beckengrundes, in dem längst Wahrgenommenes und Abgesacktes verschwindet in einem masslosen Container, dem Unterbewusstsein, wo, unaufgeräumt, wahllos gestapelt und oft in Einzelbestandteile zerlegt, all das Unerledigte und Unfertige, all dieses Es-Ich-Überich-Zeugs, sich gelegentlich daranmacht, wieder aufzusteigen ins grosse Sammelbecken.

Von all den Dingen auf der Welt, die in ein Bewusstsein plumpsen können, hätte ich nie gedacht, dass einst der Frachtcontainer darunter sein könnte. Nicht einmal, dass er auch nur annähernd in die Ecken des Beckens geraten könnte, und überhaupt nicht, dass er irgendwann einmal zum Gegenstand des Nachdenkens würde. Man denkt über die Liebe nach, über Sehnsucht, das Platzen von Träumen, die gelegentliche Kümmerlichkeit des eigenen Ichs, über Autos, Yachten und ob ein neuer Golf-Driver vielleicht zehn Meter mehr Weite bringen würde. Nie aber über etwas wie einen Container, der dem eigenen Sein weiter

entfernt ist als ein Schiff im hintersten Winkel eines Ozeans.

Nun bringt dieser Tage der Container die Welt durcheinander, genauer der ISO-Container, der am meisten verbreitete Seefracht-Container. Er ist knapp 2,5 Meter breit und hoch und entweder sechs Meter lang als TEU (Twenty-foot Equivalent Unit) oder zwölf Meter lang als FEU (Forty-foot Equivalent Unit). Gut 55 Millionen Container gibt es weltweit. Jährlich transportieren 45 000 Handelsschiffe insgesamt neun Milliarden Tonnen Waren über die Weltmeere, das sind 80 Prozent des gesamten Welthandels oder 1500 Cheops-Pyramiden. 1,8 Milliarden Tonnen davon in Containern.

## Zu viele im Westen, zu wenige im Osten

Noch fragiler als ein Bewusstsein scheint gerade der Welthandel zu sein, dem, wenn man so will, die Container ausgehen. Es gäbe genug davon, nur sind sie offenbar dieser Tage falsch verteilt, im Ungleichgewicht; zu viele im Westen, zu wenige im Osten. Das liegt an der Pandemie, auch. Der Welthandel brach ein wenig ein, Frachtschiffe lagen brach, wurden aus dem Verkehr gezogen, um die Nachfrage zu erhöhen und den Preis zu steigern, Container blieben liegen. Gleichzeitig aber stieg die Nachfrage wegen des Home-Office-Booms nach Computern, Druckern und so weiter, aber da waren zu wenig Container, um das Zeugs westwärts zu schippern. Der Handel zog dann wieder an, die

Container-Schieflage blieb, und deshalb sind die Lieferketten, diese Blutbahnen des Warenverkehrs, ins Stocken geraten.

Das Blut fliesst inzwischen wieder besser, aber die Container sind immer noch nicht da, wo sie sein sollten. Und jene, die prallgefüllt sind, stehen wochenlang Schlange vor den grossen Hafeneinfahrten, können nicht gelöscht werden, weil viele Hafenanlagen veraltet sind und nicht mit dem Warenhunger der Menschheit Schritt halten können, und dann fehlen ebenfalls die Lastwagen oder die Lastwagenfahrer, um die Güter weiter zu verteilen; es ist ein Desaster, das dazu führt, dass uns hier die Waschmaschinen langsam ausgehen, die Mikrochips, das Holz, die Spielkonsolen, Medikamente, Turnschuhe, das Vertrauen.

Da sind wir nun; der Welthandel macht schlapp, nicht wegen Kriegen oder Umweltkatastrophen wie Tsunami, eines massiven Meteoriteneinschlags oder anderer wirklich grosser Probleme, sondern weil wir ein Container-Missmanagement haben, was wiederum daran liegt, dass die Container-Könige der Welt, in deren Bewusstsein der Container ihre Gedanken transportieren und ihre Handlungen koordinieren sollte, kein Bewusstsein dafür haben, dass massig Geldverdienen auch Verantwortung nach sich zieht.

Es ist noch nicht Weltuntergang, das nicht, aber das kollektive Bewusstsein, dass alles wieder gut wird und gar noch besser, ist verschwunden in den Kellern der Hoffnung.



# WELTWOCHEN

# daily



## Das Wichtigste für den Tag

**Unabhängig, kritisch, gut gelaunt**

Jetzt kostenlos testen auf  
[www.weltwoche-daily.ch](http://www.weltwoche-daily.ch).



**Neu auch  
als App**  
Jetzt «weltwoche daily»  
downloaden im  
App Store oder  
auf Google Play



Apple logo® und Apple® sind Marken  
von Apple Inc.

Google Play ist eine Marke von Google LLC.

**DIE  WELTWOCHEN**



## INSIDE WASHINGTON

### Biden-Protest stürmt die Charts

Zum Entsetzen der politischen Presse Amerikas grölten Massen quer durchs Land einen neuen Lieblingslogan: «Let's go, Brandon!», um ihren Unmut über den US-Präsidenten zu bekunden. Wenn sie sich besonders mutig, wütend oder betrunken fühlen, greifen sie auf die ursprüngliche, nicht jugendfreie Version zurück, die vor mehreren Wochen erstmals im Publikum von College-Football populär wurde: «F\*\*\* Joe Biden!»

Amerikas Hüter der Höflichkeit, die über jede «F»-Bombe und jeden Mittelfinger, der dem ehemaligen Präsidenten Donald Trump entgegengeschleudert wurde, geschmunzelt haben, sind entsetzt. Sie können nicht begreifen, dass, wie die *Washington Post* warnt, «in republikanischen und demokratischen Bundesstaaten» die *deplorables* Katharsis, Freude und Kameradschaft in der gemeinsamen Profanität entdeckt haben.

Es ist nicht lange her, dass die *New York Times* ihre Leser ermutigte, sich die heilenden Kräfte des Fluchens zu eigen zu machen. In den dunklen Tagen der trumpschen Tweet-Stürme erklärte das Leitmedium, dass «Schimpfwörter einen physiologischen, emotionalen und sozialen Zweck erfüllen – und nur deshalb wirksam sind, weil sie unangemessen sind». Was einst willkommen war, gilt heute als vulgär. Ein CNN-Analyst verglich «Let's go, Brandon!» sogar mit dem Schlachtruf des IS.

Der Slogan entstand bei einem Nascar-Autorennen Anfang Oktober, als ein Reporter die «F\*\*\* Joe Biden»-Sprechchöre der Fans als Jubel für den Sieger des Rennens, Brandon Brown, verstand. Die hysterische Verurteilung durch die Medien wird Bidens sinkende Beliebtheit nicht aufhalten. «Let's Go Brandon»-Songs stürmen die Spitze der iTunes-Charts. Gleich vier Versionen von Anti-Biden-Protesthymnen haben es auf Anhieb in die Top Ten geschafft.

Amy Holmes

## PERSONENKONTROLLE

### Berset, Gössi, Burkart, Giacometti, Balzaretti, Macron, Berdimuhamedow, Lukaschenko, Kerry, Biden, Lawrow, Blinken, Morrison



*Fliegender Wechsel:* FDP-Frau Gössi.

Alain Berset, Frauenverstehender, gehörte zu den vier (!) Bundesräten, die der Frauensession am Wochenende im Bundeshaus ihre Aufwartung machten. Während der Mittagspause referierte der Innenminister im bundeseigenen Restaurant «Galerie des Alpes», während die Damen gleichzeitig schmatzend ihren Salat verspeisten und so lautstark diskutierten, dass die Ausführungen des SP-Magistraten etwas untergingen. Obwohl fast ausschliesslich linke Feministinnen anwesend waren, war nicht allen ganz wohl bei diesem Auftritt. Berset als Vorkämpfer und Anwalt für die Sache der Frau? Das schien dann doch etwas weit gegriffen und eigenartig. Trotzdem: Seinen Unmut mitzuteilen, getraute sich dann doch niemand. (*odm*)

Petra Gössi, Job-Springerin, vollzieht einen weiteren fliegenden Wechsel. Nachdem sie als Parteichefin vor einiger Zeit abgetreten und durch den Aargauer Thierry Burkart abgelöst worden ist, fasst sie nun eine weitere Rochade ins Auge. Sie wechselt für die zweite Halbzeit der laufenden Legislatur von der Kommission für Wirtschaft und Abgaben in die Aussenpolitische Kommission (APK). Sie tauscht ihren Platz mit der Bündner Freisinnigen Anna Giacometti, die seit den Wahlen 2019 in der APK sass. (*hmo*)

Roberto Balzaretti, Unzufriedener, hat es nicht gerne, wenn man ihn als «Diplomaten der Missverständnisse» bezeichnet. Diesen Titel hängten ihm Vertreter anderer Departemente an, nachdem sich Frankreich über den Kampfjet-Entscheid der Schweiz geärgert und dies dann zu einer Reihe von Presseartikeln geführt hatte. Wie man weiss, entschied sich der Bundesrat für den US-Jet F-35 und nicht, wie von den Franzosen erhofft, für den Rafale. Danach trötzelte Emmanuel Macron etwas, weshalb die Frage im



*Heilsam:* Staatschef Berdimuhamedow.

Raum stand, ob auch der Schweizer Botschafter in Paris, Roberto Balzaretti, den Franzosen falsche Hoffnungen gemacht habe. Dem war aber nicht so, wie der Tessiner jetzt über den EDA-Pressedienst ausrichten lässt. Er habe sich in das Geschäft nicht eingemischt, sondern dieses bloss begleitet. Zudem widerspricht er Zeitungen der TX-Gruppe, die berichtet hatten, er bekunde Mühe, im französischen Aussendepartement Ansprechpartner zu finden. (*hmo*)

Gurbanguly Berdimuhamedow, Mediziner, weiss, warum Covid sein Land – nach offiziellen Statistiken – verschont: weil der gelernte Zahnarzt und Staatschef Turkmenistans seinem Volk riet, das Heilkraut Peganum harmala zu verbrennen. Immerhin besser als der Rat des weissrussischen Hobby-Virologen Alexander Lukaschenko. Dieser empfahl Traktorfahren als Prophylaxe. (*ky*)

John Kerry, Aufsteiger, dürstet nach seinem früheren Amt als US-Aussenminister. Von Präsident Joe Biden als Klimazar ernannt, unterhält er sich lieber mit Aussenministern wie Russlands Sergei Lawrow. Im State Department von Amtsinhaber Antony Blinken verfolgt man dies mit Argwohn: Kerry «bleibt nicht in der Spur», heisst es dort. (*ky*)

Emmanuel Macron, Musketier, nimmt es mit allen auf. Mit US-Präsident Joe Biden versöhnte er sich zwar, doch nun brodelt neuer Streit mit London wegen Fischereirechten. Keine Gnade kennt der Präsident mit Australien nach dem geplatzten U-Boot-Deal. Auf die Frage, ob er glaube, dass Premier Scott Morrison ihn angelegen habe, sagte Macron: «Ich glaube es nicht. Ich weiss es.» Der Aussie war unbeeindruckt: «Ich habe breite Schultern.» (*ky*)



©Pixabay



Bilder: © Ruka Adventures

## VIP-Spezialreise «Winter in Finnisch-Lapland» Weisse Winterwunderwelt

Hoch oben im Norden Finnlands offenbart der Winter seinen grössten Zauber. Weisse Schneelandschaft, sattes Himmelsblau, sternenklare Nächte und bunte Nordlichter: Die sechstägige Lapland-Reise verspricht Entschleunigung und unvergessliche Eindrücke.

Das mystische Land, in dem mehr Rentiere als Menschen leben, beeindruckt mit seiner traumhaften Naturkulisse. Unser Lapland-Abenteuer beginnt bereits mit der Fahrt zum Hotel in Ruka durch die tiefverschnittene Landschaft.

Am zweiten Tag besuchen wir ein Rentiergehege und lassen uns auf Schlitten durch den Märchenwald ziehen. Abends gleiten wir mit dem Schneemobil durch die klare Polarnacht. Hoch ist die Wahrscheinlichkeit, hier die geheimnisvollen Nordlichter zu erblicken.

Typische Lappländer sind auch die treuen Huskys mit ihren tiefblauen Augen, die wir am dritten Tag kennenlernen. Es gibt kaum eine schönere und umweltfreundlichere Art, die arktische Wildnis zu durchstreifen, als auf einer Hundeschlittenfahrt (optional).

Für einen Ganztagsausflug nach Rovaniemi, der Hauptstadt Lapplands, können wir uns am vierten Tag entscheiden. Hier besuchen wir das

spektakuläre Arktikum und das berühmte Weihnachtsmandorf (optional).

Sprudelnde Bäche, rauschende Flüsse und Wasserfälle: Das Highlight des vorletzten Tages ist die Schneeschuhwanderung im unvergleichlichen Oulanka-Nationalpark. Mit dem Besuch einer original finnischen Sauna (optional) endet unsere Traumreise – entspannt und bereichert geht es zurück in die Heimat.



### Platin-Club-Spezialangebot

**VIP-Spezialreise «Winter in Finnisch-Lapland»**  
5. bis 10. Februar 2022

**Leistungen:**

- Flug Zürich–Kuusamo–Zürich
- Transfer Flughafen–Hotel–Flughafen
- 5 Übernachtungen mit Frühstück und Abendessen im 4 Sterne «Landeskategorie» Sporthotel Scandic Rukahovi
- 1 Imbiss (am 2. Tag)
- Besuch eines Rentiergeheges und Fahrt im Rentierschlitten
- Nachtfahrt mit einem Schneemobil
- Schneeschuhwanderung zum Oulanka-Nationalpark

Zusätzlich buchbar:

- Husky-Safari (Fr. 185.–)
- Rovaniemi-Ausflug (Fr. 145.–)
- Sauna inkl. Dinner (Fr. 145.–)
- Eisfischen, 3 St. inkl. Schlittenfahrt (Fr. 95.–)
- Qualifizierte, Deutsch sprechende Reiseleitung
- Einzelzimmer (Fr. 350.–)

**Preis (pro Person im DZ):**

Mit Weltwoche-Abo: Fr. 2280.–  
Für Nichtabonnenten: Fr. 2580.–

**Buchung:**

Reservieren Sie Ihr Arrangement über Telefon 091 752 35 20 oder per E-Mail an: info@mondial-tours.ch

**Veranstalter:**

Mondial Tours MT SA, 6600 Locarno

[www.weltwoche.ch/platin-club](http://www.weltwoche.ch/platin-club)

MÖRGELI

## Ein Korrespondent im Abseits

Zu den borniertesten Journalisten, die fürs Ausland über die Schweiz berichten, gehört Johannes Ritter. Der Deutsche wohnt in Zürich und berichtet von hier aus regelmässig als Korrespondent für die *Frankfurter Allgemeine Zeitung*. Und zwar genauso, wie sich der bundesrepublikanische Bildungsbürger unser Land vorstellen soll. Am Freitag betitelte Ritter für sein deutsches Publikum einen grossen Artikel so: «Die Schweiz im Abseits».

Fürchterlich seien die «ernsten wirtschaftlichen Folgen» und der «hohe Preis», den die Schweiz wegen des Abbruchs der Verhandlungen mit der EU bezahle. So Johannes Ritter ohne Furcht, aber mit viel Tadel: Die «national-konservative» SVP sei sowieso gegen jegliche Annäherung, die «protektionistische» SP wehre die ausländische Konkurrenz ab, die FDP und die Mitte/CVP reagierten «hasenfüssig aus Angst vor dem Verlust von Wählerstimmen an die SVP».

Korrespondent Johannes Ritter kann von Tod und Teufel nicht genug bekommen: Er spricht vom «Horroszenario» eines Schweizer Strommangels ohne EU-Anbindungsvertrag. Wie wenn dieser Strommangel in seinem deutschen EU-Vaterland nicht längst Realität wäre, muss es doch zehn Prozent seines Strombedarfs importieren. Ritter droht mit «Engpässen in der Gesundheitsversorgung». Während Tag für Tag deutsches Gesundheitspersonal Richtung Schweiz wegzieht. Die Zahl der Deutschen in der Schweiz hat sich seit 1995 fast vervierfacht – und alle brauchen Strom.

Dabei befindet sich unser Land gemäss Johannes Ritter von der aufgeblasenen Gestalt seit 1992 «im Abseits», nämlich ohne EU-Ankettung. Seltsam, dass dennoch so viele seiner Landsleute dieses «Abseits» gefunden und sich im «Abseits» ganz gut eingelebt haben. Künftig könnten wegen mangelnder EU-Unterwerfung «erstklassige Wissenschaftler» abwandern, droht Ritter. Doch noch hat kein einziger der vielen deutschen Professoren deswegen die Koffer gepackt. Schon gar nicht der lärmende FAZ-Korrespondent. Für Johannes Ritter gilt das Dichterwort: «Was rühmst Du Deinen schnellen Ritt. / Dein Pferd ging durch und nahm Dich mit.»

Christoph Mörgeli

# Fehlschuss von der Kanzel

Das Schweizer Fernsehen distanziert sich vom schwarzen Gesicht von Zarli Carigiet. Ist das nötig?

Christoph Mörgeli

Am Samstag stand im Schweizer Fernsehen (SRF) der Filmklassiker «Der Schuss von der Kanzel» auf dem Programm. Der Streifen nach der Novelle von Conrad Ferdinand Meyer hatte zuvor unter dem Zahn der Zeit gelitten: Sowohl die Bild- wie die Tonqualität liessen nach rund achtzig Jahren sehr zu wünschen übrig. Dank der Cinémathèque suisse und dem Verein Memoriaiv wurde der Film mittlerweile fotochemisch und digital restauriert. Das Resultat ist äusserst erfreulich und entspricht der Leistung der damaligen Schauspieler sowie der stimmigen Inszenierung des 17. Jahrhunderts.

Doch das Schweizer Fernsehen glaubte es der politischen Korrektheit geschuldet, diesen Kulturgenuss mit ziemlich fehlgeleiteten Sätzen einzuleiten: «Im Spielfilm «Der Schuss von der Kanzel» spielt der weisse Bündner Kabarettist Zarli Carigiet – mit schwarz geschminktem Gesicht – den «Hofmohren» Hassan. Diese Figur aus C. F. Meyers Novelle wurde so auch in der Filmfassung übernommen.» Wer zu solchen Erklärungen greift, sollte wenigstens präzise sein. Hassan ist weder in Meyers literarischer Vorlage noch in der Verfilmung «Hofmohr», sondern der «Leibmohr» des Zürcher Generals Werdmüller.

Weiter heisst es in der hochpädagogischen Einleitung: «Es entspricht einer zur Entstehungszeit des Films unwidersprochenen Praxis, Menschen anderer Hautfarbe von weissen Schauspielern darstellen zu lassen. Diese Form der kulturellen Repräsentation ist heute nicht mehr zeitgemäss und kann bei einem Teil des Publikums Anstoss erregen.» Nun ist schwer nachvollziehbar, dass das vornehmlich ältere Publikum am Samstagnachmittag Anstoss nimmt am wuschelköpfigen Zarli Carigiet und dessen «unzeitgemässer» Repräsentation eines Schwarzen. Wie bitte soll ein Film von 1942 «zeitgemäss» sein? Und wo genau hätte man in der Schweiz mitten im Krieg einen dunkelhäutigen Schauspieler finden sollen, der sich für die Rolle geeignet hätte?

Man muss schon froh sein, dass den hiesigen Folgen von «Black Lives Matter» nicht noch ganze Filmszenen zum Opfer fielen. Etwa, als der Pfarramtskandidat Pfannenstiel seine Handzeichen entschuldigt: «Ich musste annehmen,

äxgüsi, ein Mohr verstehe unsere Sprache nicht.» Oder als die Pfarrerstochter Rahel ihren Götti, den General, anherrscht: «Euer Herz ist schwarz, so schwarz wie das Gesicht Eures Mohren.» Und warum hat das Schweizer Fernsehen nicht auf Hassans muslimische Herkunft hingewiesen? Oder sich bei allen Christen entschuldigt, weil General Werdmüller dem Mohren zuruft: «Du säufst wie ein Christ!?»

Der heute des Rassismus bezichtigte Film verdankt sein Entstehen dem polnischstämmigen jüdischen Produzenten Lazar Wechsler, die künstlerische Gestaltung dem genialen jüdischen Emigranten und Regisseur Leopold Lindtberg. Irene Naef (alias Rahel Werdmüller) hatte Berlin 1939 verlassen, der Deutsche Leopold Biberti (General Werdmüller) war bereits 1933 emigriert. Mathilde Danegger (Pfarrköchin Babeli) zeigte kommunistische Neigungen und wirkte später in der DDR, Emil Hegetschweiler (Kirchenältester Krachhalder) war ein stockbürgerlicher Stadtzürcher, und Jakob Sulzer (Hauptmann Kilchsperger) war homosexuell. Kurz: «Der Schuss von der Kanzel» von 1942 war erstaunlich «divers».



# Totenhemmler-Trychler entscheiden

Wegen der Bilder aus Giswil wird das Volk klar ja sagen zum Pandemiegesetz.



Seuchen sind immer auch Klassenkampf, Klassenkrampf. In den letzten neunzehn Monaten der Pandemie haben die Menschen mit kleinen und mittleren Einkommen – wie die Umfragen von Sotomo zeigen – massiv an Kaufkraft verloren. Vorab auch die Scheinselbstständigen. Anders die Reichen und die Stinkreichen. Sie konnten ihre Einkommen und Vermögen steigern.

In Bern waren am vorletzten Samstag die ökonomischen Verlierer unterwegs. Demonstriert haben gut 30 000 Menschen. Und nicht ein paar tausend. Die Doppelstrategie der SVP geht auf: In Bern verhinderte sie als Dienerin des Kapitals höhere Kurzarbeitsentschädigungen und Härtefallgelder auch für Betriebe, die zwischen 20 und 40 Prozent ihres Umsatzes verloren haben. Dies alles – wie immer – mit grottenfalschen Zahlen.

In seiner Parallelwelt posiert Ueli Maurer im Hemd der sogenannten Freiheits-Trychler. Unser Finanzminister bekämpft nicht die sozialen Folgen der Seuche, sondern die gesundheitspolitischen Massnahmen gegen die Seuche. Und es funktioniert, weil SP und Gewerkschaften etwas eingeschlafen sind.

Meine engere, meine oft etwas enge Heimat ist in diesem Umzug zurzeit das politische Tollhaus *number one* der Schweiz.

**Tollhaus 1** — Der freisinnige (!) Präsident der Walliser Regierung, Frédéric Favre, hat Angst vor einer Impfung. In Zermatt lässt sich der ängstliche und überstrukturierte Impfweigerer nicht blicken. Stattdessen schickt er eine halbe Kompanie Polizisten nach Zermatt, um ein Restaurant zu schliessen.

**Tollhaus 2** — Schweizerisch versucht Gerhard Pfister, in Sachen Corona die Wogen zu glätten. Der Präsident der Mitte versteht – wie er dem *Tages-Anzeiger* anvertraute – die Schweiz nicht mehr. Sein Oberwalliser Ständerat sieht das ganz anders. Beat Rieder schreibt sich in seinem Kampf gegen die Zertifikatspflicht die Finger wund. Und will dem *Walliser Boten* nicht sagen, ob er geimpft ist. Das Sahnehäubchen: Rieder ist Präsident der Walliser Tourismuskammer. Der Tourismus ist auf Zertifikate angewiesen. Das hat inzwischen selbst Casimir Platzer begriffen.

**Tollhaus 3** — Die Unterwalliser SVP hat einen neuen Parteipräsidenten. Nomen est omen. Vorname: Donald. Nachname: Moos. Für Donald Moos haben die Gerichte Donald Trump, dem

## *Das Chutteli von Ueli Maurer senkt seine Popularität und stärkt die Position der SVP.*

Mann mit dem vielen Moos, den Wahlsieg gestohlen. Der Verschwörungs-Präsident ist auf der Linie von Oskar Freysinger unterwegs. Seine Partei spricht ihm trotzdem das Vertrauen aus. Neben Donald Moos ist Andreas Glarner ein verschupfter Sonntagsschüler.

**Tollhaus 4** — Die fremden Alpenvögte Roger Nordmann und Rainer Rodewald wollen verhindern, dass Gemeinden im Wallis auf über 2000 Meter über Meer hochrentable bifaziale Solarkraftwerke bewilligen können. Immer mehr Oberwalliser Politiker wittern Goldgruben. Denn die gleiche Solarzelle produziert

oberhalb von Gondo vier Mal so viel Winterstrom als auf einem Dach in Zürich. Deshalb ist Ständerat Rieder für solare Freiflächenanlagen. Deshalb ist Mitte-Fraktionschef Philipp Matthias Bregy gleicher Meinung. Deshalb will Staatsrat Roberto Schmidt – der selbsternannte Vater des inzwischen auf St. Nimmerlein vertagten Schweizer Atomausstiegs – jetzt Simonetta Sommaruga Beine machen. Auf der Welle von Nordmann und Rodewald reiten der SVP-Staatsrat Franz Ruppen und der SVP-Fraktionschef Christian Gasser. Eine neue Querfront gegen den solaren Fortschritt baut sich hier auf.

Somit viel Bewegung im Walliser Unterholz. Mit wenig Auswirkungen. In der Schweiz verfügt die fremdenfeindliche Rechte über 25 bis 28 Prozent der Stimmen. Das Potenzial der Linken ist in etwa gleich gross. Die Mitte macht – wenn wir trotz allem die Freisinnigen dazuzählen – gut 45 Prozent der Stimmen aus.

Das *Chutteli* von Ueli Maurer senkt seine Popularität und stärkt die Position der SVP. So wie die SVP einst alle Fremdenfeinde einsammelte, ist sie neu das Sammelbecken der Mehrheit der Impfgegner, die sich auf gar keinen Fall impfen lassen wollen.

Umgekehrt sinkt der potenzielle Wähleranteil der SP auf neu 15,9 Prozent. Unter anderem weil Alain Berset und Simonetta Sommaruga die soziale Dimension der Seuche bewusst ausblenden.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

# Sommarugas Blackout

Die Energiepolitik des Bundes führt in Versorgungsengpässe, wenn die Kernkraft wegfällt. Bundesrätin Sommaruga versucht das zu vertuschen – wie ihre Vorgängerin Doris Leuthard.

Beat Gygi und Hubert Mooser

Die Energieberichterstattung aus dem Departement für Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation (Uvek), das seit 2019 von Bundesrätin Simonetta Sommaruga geführt wird, hatte nicht die Wirkung, die sich die Behörden wohl erhofft hatten. Das Thema Zusammenarbeit mit der EU wollte man forcieren, aber plötzlich sprachen alle über einen drohenden Strommangel. Wie kam das? Am 13. Oktober veröffentlichte das Uvek zwei Berichte über die Versorgungssicherheit im Stromsektor. Der eine behandelte Massnahmen, mit denen die Netz- und Versorgungssicherheit kurz- bis mittelfristig erhöht werden könnte. Der zweite konzentrierte sich auf die Frage nach Zusammenarbeitsformen zwischen der Schweiz und der EU: Wie gut stehen die Chancen der Schweiz, künftig aus Europa den Strom zu importieren, der im Inland vor allem im Winter fehlt?

## Warnende Studien

Nach dem Scheitern des Rahmenabkommens sehen die Befürworter einer EU-Anbindung im Elektrizitätssektor eine neue Gelegenheit, um doch irgendwie eine institutionelle Zusammenarbeit mit Brüssel zu erwirken. Wenn ein Stromabkommen mit der EU zustande komme und die Schweiz am EU-Strombinnenmarkt teilnehmen könne, so der Befund des Bundesamts für Energie, dann könne ein Worst-Case-Szenario im Elektrizitätssektor am sichersten bewältigt werden – Rettung der Energieversorgung durch Anlehnung an die EU.

Wie sähe der schlimmste Fall aus? Etwa so: In der Schweiz wäre man pro Jahr fast fünfzig Stunden ohne Strom, im Extremfall 500, mit Stromknappheit im Winter, Problemen beim Energieimport und Versorgungssicherheit 2025 gefährdet. Das wirkt schockierend, aber der Aufschrei in der Schweizer Öffentlichkeit war gedämpft, die Verantwortlichen in Regierung und Verwaltung kamen glimpflich davon, auch dank zugewandten Medien. In einem Interview mit dem *Tages-Anzeiger* konnte Bundesrätin Sommaruga die Schuld anderen zuschieben, etwa der Strombranche, als sie sagte: «Schweizer Strom-



*Fukushima-Aufregung:* Leuthard.



*Nackte Zahlen:* Ökonom Schipps.



*Flucht nach vorne:* Sommaruga.

unternehmen haben sehr viel im Ausland investiert. Im eigenen Land dagegen wurden viel zu wenig erneuerbare Energien zugebaut.»

Das sei ein Versäumnis, und wenn man die Versorgung stärken wolle, müsse man in der Schweiz mehr erneuerbare Energien zubauen. Die zwei warnenden Studien aus dem Uvek

haben zwar das Ziel verfehlt, das EU-Thema aufzuwärmen, aber sie lassen sich verwenden, um Druck zu machen in Richtung Ausbau von Solar- und Windenergie, also die Klimapolitik des Bundes voranzutreiben – mit dem Appell, es brauche nun eine Offensive bei den neuen Energieformen, jetzt, wo eine Lücke drohe.

Damit versucht Sommaruga von einem ganz anderen, viel grösseren Versäumnis und von eigenen schwerwiegenden Entscheidungen abzulenken, die zum Problem der Lücke geführt haben: dem Ausstieg aus der Kernenergie. Auf die Frage, ob es ein Fehler war, aus der Atomenergie auszusteigen, antwortete Sommaruga im *Tages-Anzeiger*-Interview: «Nein, die Schweiz hat – anders als Deutschland – keine fixen Abschalttermine beschlossen.» Dem Buchstaben nach stimmt diese raffinierte Antwort, aber es ist klar, dass der 2011 gefällte Entscheid des Bundesrats zum Ausstieg aus der Kernkraft dieser Energieform in der Schweiz für lange Zeit die Grundlage entzieht und dass Sommaruga dies befürwortet. Zusammen mit der damaligen Uvek-Vorsteherin Doris Leuthard, ihrer Vorgängerin, half sie im Bundesrat in der grossen Fukushima-Aufregung mit, die Kernkraft, die rund 40 Prozent der Schweizer Stromversorgung ausmachte, quasi auszuschalten.

## «Wir sollten nach vorne blicken»

Bundesrätin Leuthard sprach von einem historischen Tag, als sie am 25. Mai 2011 den Entscheid des Bundesrates kommunizierte, aus der Kernenergie auszusteigen, und stellte den Nationalrat vor die Frage: «Soll dieses Land mit dem bestehenden Strommix in die Zukunft gehen, oder sind wir bereit, auch wenn das ambitiös ist, diese 38 Prozent Kernenergie nun kontinuierlich abzubauen? Wollen wir diesen Weg beschreiten? Er ist möglich: Er ist wirtschaftlich möglich, und er ist technisch möglich.» Die Grünen und die Sozialdemokraten, seit langem grundsätzlich gegen Kernenergie eingestellt, zogen mit, ebenfalls die Mitte. SP-Nationalrat Eric Nussbaumer sagte in der ausserordentlichen Session des Parlaments, der Atomausstieg sei technisch machbar, den Umbau der Energieproduktion

könne man in zwei bis drei Jahrzehnten schaffen, und er meinte: «Der Atomausstieg stärkt die Versorgungssicherheit.» Der Ausstieg blieb die Schlüsselentscheidung der Energiestrategie 2050, deren erstes Paket seit 2017 in Kraft ist.

Dass genau dieser Schritt nun die Versorgungssicherheit massiv beeinträchtigt, wird in der Bundesverwaltung und im Mitte-links-Lager hartnäckig verdrängt. Sommaruga betonte im erwähnten *Tages-Anzeiger*-Interview: «Wir sollten nun aber nach vorne blicken. Handeln wir klug, können wir die Stromversorgung mittel- und langfristig sichern. Dazu braucht es nun einen Effort beim Ausbau der erneuerbaren Energien.» Im Juni hat der Bundesrat dem Parlament die Botschaft zum Bundesgesetz über eine sichere Stromversorgung mit erneuerbaren Energien überwiesen. Diese Vorlage sieht unter anderem die Schaffung eines Strompflichtlagers vor, um Mangellagen zu verhindern.

Im vergangenen März hatte Sommaruga in einem Interview mit der NZZ auf die Frage zu einer möglichen Stromversorgungslücke gesagt: «Wir überprüfen das laufend. Die Energieperspektiven des Bundesamts für Energie zeigen: Netto null ist machbar und finanzierbar. Aber klar: Wir brauchen dafür mehr Strom. Des-

### *Kosten werden als Nutzen umdefiniert. Sommaruga verkauft das Gesetz als Plus-Geschäft.*

halb will der Bundesrat die Stromproduktion in der Schweiz ausbauen.» Sie sagte «machbar und finanzierbar», wie früher Leuthard. Aber genaue Angaben zu den Kosten der Energiestrategie gibt es beim Bund nicht. Vor allem auch nicht zu den sogenannten externen Kosten, also der negativen Nebenwirkungen wie Beeinträchtigungen des Landschaftsbildes, Lärm, Schadstoffbelastungen durch Bau, Betrieb und Entsorgung von Solar- und Windkraftanlagen.

Als einzige externe und aufwendig erarbeitete Untersuchung fiel vor der Referendumsabstimmung über die Energiestrategie 2050 im Jahr 2017 lediglich die Analyse der zwei früheren Ökonomeprofessoren Silvio Borner (Basel) und Bernd Schips (ETH Zürich) mit Co-Autoren auf. Ein zentraler Befund war, dass die erwarteten volkswirtschaftlichen Kosten und Verteilungswirkungen des zur Debatte stehenden ersten Pakets der Energiewende weitgehend unerforscht seien. Die Autoren schätzten, ihrer Ansicht nach zurückhaltend gerechnet, dass Fotovoltaik, Windkraft und Geothermie im Ausmass der Energiestrategie 2050 Investitionen in Anlagen sowie den zugehörigen Netzausbau und Speicher von deutlich über hundert Milliarden Franken erfordern würden.

In der Klimapolitik werden Kosten oft versteckt und weggelogen, indem man sie als Nutzen darstellt. Man spricht von zusätzlichen

Arbeitsplätzen statt vom Aufwand: Aus Minus mach Plus. Auf die Frage, ob durch das damals zur Debatte stehende CO<sub>2</sub>-Gesetz nicht Arbeitsplätze gefährdet würden, sagte Sommaruga im vergangenen März: «Mit dem Gesetz schaffen wir Arbeitsplätze. Darum wird es von der Wirtschaft breit unterstützt. Ich höre von Unternehmen, dass sie klare Rahmenbedingungen wollen. Das Gesetz bringt Investitionssicherheit.» Kosten werden als Nutzen umdefiniert. Sommaruga verkauft das Gesetz als Plus-Geschäft für klimafreundliche Familien, auch für Unternehmer, es fördere Innovationen, schaffe Arbeitsplätze und hole Wertschöpfung zurück in die Schweiz.

### **Wie in guten alten Zeiten**

Es ist nicht erstaunlich, dass ein Gesetz von vielen Firmen unterstützt wird, wenn Subventionen winken und ihnen Klimamassnahmen Geschäftsgelegenheiten bringen. Aber diese Arbeitsplätze werden vor allem mit Geld geschaffen, das der Staat zuerst den Energieverbrauchern oder Steuerzahlern wegnimmt. Das fehlt dann den Firmen für freies Investieren und fürs Schaffen von Arbeitsplätzen im freien Markt.

2014 wehrte sich SVP-Nationalrat Albert Rösti gegen die Energiestrategie 2050 mit den Worten: «Die Schweiz ist hinsichtlich ihrer Wirtschaftsleistung ein Erfolgsmodell. Ein wesentlicher Teil dieses Erfolgs sind die liberalen Marktordnungen. Mit der Energiestrategie 2050 verlassen wir aber diesen Pfad der Tugend, indem mit einem ganzen Bündel von finanziellen Anreizen, Subventionen, Geboten und Verboten eine Planwirtschaft aufgebaut wird, mit unabsehbaren Folgen.» Das blieb eine Minderheitsposition, Mitte-links verhalf der Energiewende zum Sieg. Einige leichtfüssig wie Leuthard, die einwarf: «Im Übrigen erinnere ich Sie daran, dass wir unsere Stromversorgung bis Anfang der siebziger Jahre ja auch ohne Kernenergie organisiert haben. Wir machen also lediglich wieder eine Bewegung hin zu den guten alten Zeiten, in denen das auch anders organisiert war.»



## Feminismus-Tempel Bundeshaus

Die Frauensession im Bundeshaus ist Geschichte. Was noch länger bleibt, ist die Kunstaussstellung «Frauen im Bundeshaus». Bis kurz vor Weihnachten können Besucher eine Vielzahl von lebensgrossen Holzsilhouetten von Künstlerinnen betrachten, die einen auf Schritt und Tritt beim Gang durch das Haus begleiten. Sie sollen, so heisst es in einer Mitteilung des



*Linke Positionen auf Schritt und Tritt.*

National- und Ständerates, «auf die berechnete Präsenz der Frauen in diesem Gebäude» hinweisen.

Die Botschaft erstaunt. Denn niemand stellt ernsthaft in Frage, dass der weibliche Teil der Bevölkerung nicht am demokratischen Prozess teilnehmen soll. Auch die Botschaften auf den Figuren sind sattsam bekannt, entsprechen einem Déjà-vu: Frauen verdienen weniger als Männer, es dauerte zu lange, bis das Stimmrecht eingeführt wurde, oder der Staat solle mehr Geld für Kinderbetreuung ausgeben.

Linke Positionen, die den Betrachtern inflationär um die Ohren gehauen werden. Das altehrwürdige Parlamentsgebäude fest in Hand von woken Aktivistinnen. Eigentlich erstaunlich, denn das Parlament wäre noch immer dominiert von bürgerlichen Gruppierungen. Ja, noch mehr: Mit den SVP-Exponenten Andreas Aebi (Bern) und Alex Kuprecht (Schwyz) stellt die Rechtspartei dieses Jahr gar die beiden Präsidenten der grossen und kleinen Kammer. Eine Ironie der Geschichte, dass sich ausgerechnet unter ihrer Ägide das Bundeshaus zum Feminismus-Tempel verwandelte.

Kleiner Trost: Der Zugang zum Parlamentsgebäude ist nicht öffentlich. Wer die Parolen über sich ergehen lassen will, muss sich um eine Führung bemühen. Der breiten Öffentlichkeit dürfte die Ausstellung also erspart bleiben.

*Marcel Odermatt*

# Transgender-Wahn in den USA

Ein Transgender-Junge vergewaltigt in einer Frauen-Toilette ein Mädchen.  
Die Schulleitung vertuscht den Fall, um sich nicht dem Vorwurf der Transphobie auszusetzen.

Sarah Pines

Im August verabschiedete der Schulausschuss des Loudoun County im US-Bundesstaat Virginia in einem Anfall von Aktionismus eine neue Satzung unter dem Titel «Rights of Transgender and Gender-Expansive Students». Die Angestellten der öffentlichen Schulen des Schulbezirks von Loudoun County sind künftig verpflichtet, alle Schüler mit den Vornamen und Pronomen anzureden, die diese für sich gewählt haben, «ungeachtet des in der Schullakte aufgeführten Namens oder Geschlechts». Ferner dürfen Schüler die Toiletten und Umkleiden benutzen sowie den Sportteams beitreten, die «mit ihrer wiederholt und konsistent behaupteten geschlechtlichen Identität übereinstimmen». Die Schüler unterliegen keiner Beweispflicht.

## Vater des Opfers zehn Tage in Haft

Seit dem Beschluss ist Loudoun County, einer der wohlhabendsten Schulbezirke in den USA, zum Epizentrum einer von liberalen Medien als konservativ und reaktionär beschimpften Protestwelle gegen den als ideologisch bis an die Grenze des Fanatismus empfundenen Schulausschuss geworden. Die Proteste finden vor dem Hintergrund einer Vertuschung statt. Der Vorwurf: Loudoun Countys Schulausschuss habe zusammen mit der Polizei die Vergewaltigung einer Schülerin durch einen Transgender-Jungen unterschlagen, um die liberale Agenda des Transgender-Toilettengesetzes durchzuboxen.

Am 28. Mai wurde eine Neuntklässlerin von einem genderfluiden Vierzehnjährigen in der Toilette der Stone Bridge High School zu Analsex gezwungen. Der Junge wurde verhaftet und für die Zeit der Ermittlungen an eine andere Highschool transferiert. Dort trug er Fussfesseln. Am 26. Oktober überfiel derselbe Schüler abermals ein Mädchen auf der Schultoilette und zwang sie zu vaginalem Verkehr. Beide Male trug er einen knielangen Rock.

Bereits am 22. Juni hatte Scott Smith, der Vater des ersten vergewaltigten Mädchens, bei einem Treffen der Schulbehörde, zu dem auch Elternvertreter eingeladen waren, laute Bedenken gegen die geplante Transgender-Politik vorgebracht und von der Vergewaltigung

der Tochter berichtet. Daraufhin verhöhnte ihn eine Mutter als transphob und paranoid. Als Smith wütend und verbal ausfällig wurde, übermannen ihn Sicherheitsleute, schlugen seine Lippe auf und führten ihn in Handschellen ab. Smith wurde zu zehn Tagen Gefängnis auf Bewährung verurteilt.

Der für die Ermittlungen zuständige Superintendent Scott Ziegler hatte während des Treffens des Schulausschusses und vor der Festnahme Smiths ausgesagt, dass «der Transgender-Vergewaltiger schlichtweg nicht existiert. Wir haben keinerlei Meldungen zu sexuellen Übergriffen in unseren Schultoiletten.» Auch der Schulausschuss hatte den Eltern des Opfers im Mai mitgeteilt, dass der Vorfall wie vom Mädchen berichtet nicht stattgefunden habe.

Die soziopolitische Spaltung, die seit dem Sommer in Loudoun County ausgetragen wird, ist zur traurigen Leier der USA geworden. Eltern in Regenbogenschirts fordern vor Schulgebäuden mehr Trans-Rechte. «Loudoun County schützt Vergewaltiger», skandierten indes Schüler vor der Broad Run High School Ende Oktober.

Konservative Medien nehmen sich des Falls an und berichten ausführlich von den Vorkommnissen in Loudoun County, den Vertuschungsversuchen von Schulausschuss und Polizei,

den Bedenken der Eltern über eine voreilig beschlossene inklusive Gender-Politik an Schulen. Teenager befänden sich im körperlichen Wachstum, die Schamgrenzen seien hoch, da sei das Recht auf Privatheit wichtiger als völlige Enthemmung und Aufhebung aller Grenzen. Ausserdem gelte es Mädchen vor sexuellen Übergriffen zu schützen. Die angeblich so gendergerechte Badezimmerpolitik erlaube poten-

*«Mir ist egal, ob er homosexuell, heterosexuell, bi- oder transsexuell ist. Er ist ein Vergewaltiger.»*

ziellen Vergewaltigern aber Zutritt zum intimsten aller sanitären Bereiche. Nicht nur das: Die Schulbehörde schütze gar einen Vergewaltiger, um ja nicht den Vorwurf der Transphobie einzufahren, übe ausserdem unziemlichen Druck auf junge Leute aus, sich zu «outen».

## Abschätziges Berichterstattung

«Mir ist egal, ob er homosexuell, heterosexuell, bisexuell oder transsexuell ist», sagte Scott Smith gegenüber Fox News. «Er ist ein Vergewaltiger.» Der Online-Zeitschrift *Daily Wire* sagte er, noch nie habe er sich so alleine und machtlos gefühlt.

Liberalen Medien wie die *New York Times* oder die *Washington Post* berichteten von den Vorkommnissen in Loudoun County zunächst nicht, dann zögerlich und abschätzig. Von rechter Kulturkriegsfantasie ist die Rede, ausgelöst von einem hysterischen weissen Handwerker. Dieser sehe Wokeness als Form der Tyrannei, die Vergewaltigung der Tochter habe aber nichts mit «Trans» zu tun, sondern hier habe ein Junge nicht auf das «Nein, ich will nicht» eines Mädchens gehört. Ausserdem fänden in Virginia am 2. November Gouverneurswahlen statt, der Vorfall in Loudoun County werde von Republikanern instrumentalisiert. Ferner hatte die National School Boards Association in einem Schreiben an das Weisse Haus Smith und andere besorgte Eltern, die den Rücktritt des Schulausschusses fordern, als inländische Terroristen bezeichnet, die entsprechend hart bestraft werden sollten.





# Männer, werdet Frauen!

Das Geschlecht ist ein Egokonstrukt und kein Bioprodukt mehr. Der clevere Mann mutiert in die feminine Privilegienwelt.

Urs Paul Engeler

Parlament und Bundesrat machen es aufs neue Jahr hin möglich: Per Brief oder Postkarte können Männer melden, dass sie nun Frauen seien, und Frauen können dem Zivilstandsamt schreiben, dass sie tief innerlich überzeugt seien, Männer zu sein. Die Umwandlung der Geschlechtsidentität erfolgt dann unbürokratisch-automatisch, ohne Gerichtsverfahren, ohne chirurgische Korrektur, ohne Kontrolle der unterleiblichen Verhältnisse und kostet erschwingliche 75 Franken. Wie oft im Leben die Sexdefinition hin und zurück gewechselt werden darf und auf welche Weisen die neuen Männer und Frauen ihre Sexualität tatsächlich leben, wird nirgends vorgeschrieben.

Die gänzlich freie Sex-Konstruktion eröffnet interessante Perspektiven.

Zunächst erscheint der Abstimmungskampf um die «Ehe für alle» in der Retrospektive als nachgerade absurde Geld-, Zeit- und Energieverschwendung, kann doch ein Mann, der einen lieben Mann heiraten will, und kann eine Frau, die eine ebensolche ehelichen möchte, sich auf dem Korrespondenzweg rasch als Frau respektive als Mann ins offizielle Personenstandsregister eintragen lassen. Und die Ehe wird ohne jede öffentliche Diskussion vollzogen, nicht nur amtlich papieren, auch feierlich. Selbst konservative Kirchenleute dürfen sich nicht länger gegen Segnungen offiziell gemischter Brautpaare sträuben.

## Witwenrente für Frau geworden

Richtiggehend attraktiv wird die gezielte Geschlechtmutation in finanzieller und militärischer Hinsicht. Der Mann, der in sich fristgerecht eine im falschen Körper gefangene Frau entdeckt, kann bereits ab 64 Jahren die volle AHV-Rente beziehen. Damit sichert er respektive sie sich einen unkompliziert ausbezahlten Zustupf von durchschnittlich rund 24 000 Franken. Der Einsatz von 75 Franken garantiert ihm/ihr somit einen schönen 320-fachen Ertrag. Falls die Frau geworden verheiratet ist und deren Partner oder -in leider sterben sollte, hat sie zudem Anspruch

auf eine Witwenrente, wie das Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV) auf Nachfrage ebenfalls bestätigt.

Frau werden lohnt sich – auch bei den vielen Stellenausschreibungen, die explizit Frauenbewerbungen favorisieren. Männerquoten gibt es nicht. Neufrauen dürfen auch in exklusive, Feministinnen vorbehaltene Veranstaltungen wie Frauensessionen einziehen oder in einer

## Die gänzlich freie Sex-Konstruktion eröffnet interessante Perspektiven.

«Frauen-Arena»-Diskussion Forderungen einbringen. Die mit einem Blatt Papier bewerkstelligte sexuelle Metamorphose öffnet den breiten Weg in die weibliche Privilegienwelt.

Umgekehrt gereicht die sexuelle Neudeklaration Frauen, die per Post Männer geworden sind, zum Nachteil. Für die vormalige Frau gilt Rentenalter 65, und eine Witwenrente erhält allenfalls nur eine überlebende Ehepartnerin. Eine Wahrung des (männlichen) Besitzstandes sieht das Gesetz nicht vor.

«Das Prinzip der Selbstbestimmung der einzelnen Person», so der Bundesrat, gilt vom 16. Geburtstag an; Jüngere brauchen noch das Einverständnis der Eltern oder Vormünder.



Mutiert Mario also rechtzeitig zu Maria, darf sie nicht zur Aushebung aufgeboten, nicht in eine Rekrutenschule gezwungen, nicht zum Zivilschutz kommandiert oder in einen Zivildienst geschickt werden. Nicht einmal die Wehrpflichtersatzabgabe schuldet sie dem Land.

Das Problem des möglichen Missbrauchs des Sexwechsels wird in den Erläuterungen nur kurz gestreift: Sollte festgestellt werden, dass die Transformation zum vorzeitigen Rentenbezug oder zur Vermeidung des Wehrdienstes vorgenommen wurde, könnte diese rückgängig gemacht werden. Allerdings gibt es keine Methode, mit der das BSV oder das Wehrdepartement einem Menschen, der Frau geworden ist, nachweisen könnten, dass er sich nicht als Frau fühlt. Aus genau diesem Grund ist vor zwölf Jahren auch die Gewissensprüfung von Zivildienstlern als Farce und Leerlauf abgeschafft worden.

## Etablierung des «dritten Geschlechts»

Die soziale Konstruktion des Geschlechts («doing gender») hat die biologische Definition abgelöst. Und die Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen. Um das Feld der Selbstbestimmung noch weiter zu öffnen, arbeitet das Justizdepartement unter Karin Keller-Sutter (FDP) eifrig an der Etablierung eines amtlichen «dritten Geschlechts», das, je nach Expertenmeinung, «trans», «divers», «inter», «offen» oder «x» heissen soll. Am Ende werden, wie in den USA teilweise bereits geschehen und hierzulande von der Nationalen Ethikkommission (NEK) in einem Bericht angedacht, altertümliche Bio-Begriffe wie «Mann» und «Frau», «Vater» und «Mutter» aus dem Gesetzesvokabular gestrichen – und somit neue Verwirrungen und zusätzliche Ungleichstellungen geschaffen.

Die angefragten Sportverbände, zum Beispiel, haben noch keine Antwort geliefert, wie sie unter dem Regime der sozialen Geschlechterdefinition die biologisch begründete Trennung von Frauen- und Männerkategorien durchsetzen und ohne umfassende Sextests kontrollieren können. Wenn Männer Frauen sein können, gewinnen sie.

# Würdevoller Austritt

Die Prinzessinnen Mako und Meghan könnten gegensätzlicher kaum sein. Die eine wurde in immensen Reichtum geboren und verzichtet darauf. Die andere schnappt sich, so viel sie kann.

Julie Burchill

**N**ach zwei Jahren der Pandemie, doch mit einem Schatzkanzler, der das ganze Jahr hindurch Weihnachtsmann spielen möchte, blicken die Britinnen und Briten ihren einst so frohen Festtagen zwiespältig entgegen. Werden wir die Chance ergreifen, uns in Pubs systematisch zuzusaußen, oder werden wir uns hinter den eigenen vier Wänden verschansen aus Angst vor Covid, nachdem die Fallzahlen in den letzten vier Wochen gestiegen und damit so hoch sind wie seit Januar nicht mehr?

Während Weihnachten näher rückt, sind die meisten von uns Medienfuzzis vor allem darauf gespannt, was die Queen diesmal in ihrer traditionellen Rede sagen wird – wenn sie dann noch am Leben ist. Sie ist ja zäh und stoisch, aber vor kurzem wurde sie ins Krankenhaus eingewiesen und sagte Termine ab, was es noch nie gegeben hat. Sie ist zwar ein paar Jahre jünger als ihr verstorbener Mann, doch kommt es bei glücklichen Ehepaaren nicht selten vor, dass ein Partner kurz nach dem anderen stirbt.

Die Queen hat ein schlimmes Jahr hinter sich, schlimmer noch als ihr *annus horribilis* 1992. Stimmt schon, damals trennte sich Prinz Andrew von seiner Frau (von der kurz darauf Bilder publiziert wurden, auf denen ihr «Finanzberater» ihr die Zehen lutschte), liess sich Prinzessin Anne scheiden, erschienen Prinzessin Dianas Quasimemoiren

London

«Diana – Ihre wahre Geschichte» und brannte Schloss Windsor. Aber dieses Jahr ist Prinz Philipp gestorben, wurde Prinz Andrew beschuldigt, Umgang mit einem verurteilten Pädophilen und Sex mit einer zur Prostitution gezwungenen Minderjährigen gehabt zu haben – und dann war da noch die unendliche Geschichte, die ich als «Schnappdankung» bezeichnet habe: wie Meghan Markle und ihr Schosshund Tratsch verbreiteten und Babys unpassende Namen verpassten.

## Knatsch der anderen Art

Monarchie ist eine üble Angelegenheit: Da werden aufgrund ihrer Abstammung Leute hochprivilegiert, die – die Queen möglicherweise ausgenommen – ebenso zu Lastern neigen wie wir gewöhnlichen Sterblichen. Ab und zu taucht eine Bürgerliche wie Diana auf, der es wichtiger zu sein scheint, mit dem Volk zu kommunizieren und auf soziale Missstände hinzuweisen, als mit Multimillionären auf

## Statt für ihre Hochzeit öffentliche Gelder auszugeben, besuchten Mako und ihr Mann ein Standesamt.

Jachten und Privatjets herumzufurzen; stimmt schon, auch Diana hatte nichts dagegen, sich auf dem Boot ihres Boyfriends in der Sonne zu räkeln (welche junge Frau täte das nicht gern?), aber es war nicht ihr alleiniger Lebensinhalt.

Anderswo in Europa ziehen Monarchen die Köpfe ein – um ihrer nicht verlustig zu gehen. Doch in Japan hat es kürzlich einen Knatsch gegeben, der demjenigen um Diana-Camilla-Charles fast ebenbürtig ist. Wir erinnern uns: Diana war eine Jungfrau, Camilla nicht, und Charles hatte nicht den Mumm, den Feger zu heiraten, den er liebte. In Japan wiederum hat Prinzessin Mako, eine Nichte des Kaisers, einen Bürgerlichen geheiratet und damit das ultraprivilegierte Leben aufgegeben, das sie gewohnt war: «Makxit»! Makos Verzicht auf Luxus zugunsten der Liebe unterscheidet sich freilich deutlich von unserem britischen Fall einer



Alles zugunsten der Liebe: Mako.

«nicht standesgemässen» Ehe, die bekanntlich zu einem geführt hat: dem «Megxit».

Mako und Meghan könnten gegensätzlicher kaum sein. Die eine wurde in ein Leben unermesslichen Reichtums hineingeboren und lehnte dieses ab, ja, sie ging sogar so weit, dass sie als Erste auf die millionenschwere Abfindung verzichtete, die der Kaiser weiblichen Mitgliedern seiner Familie gibt, wenn sie durch die Heirat mit einem Bürgerlichen ihren Status verlieren. Die andere schnappt sich, so viel sie kann, was ihr den Spitznamen «Me-Gain», also «mir Gewinn», eingetragen hat. Und vergessen wir nicht Prinz Harrys Gejammer darüber, dass ihm von seinem Vater der Finanzhahn zugedreht wurde; der Mann ist schliesslich tief in den Dreissigern.

Mako verschmähte das ornamentale Leben, das von schönen Prinzessinnen erwartet wird, wollte auch keines jener Mädchenpensionate besuchen, die der japanischen Elite vorbehalten sind, sondern ging auf die International Christian University in Tokio, eine nach aussen orientierte Institution, eine «Universität von morgen», die nach dem Krieg gegründet wurde als Treffpunkt junger Japanerinnen und Japaner mit Altersgenossen aus aller Welt. Wer sich hier immatrikuliert, unterschreibt die «Allgemeine Erklärung der Menschenrechte» der Vereinten Nationen, weshalb Eleanor Roosevelt die Begrüssungsrede für die ersten Studieren-





eine Abspeckdiät machte, behaupten würde, sie leide an Anorexie.

Statt für ihre Hochzeit öffentliche Gelder auszugeben, besuchten Mako und ihr Mann einfach ein Standesamt. Sie trug ein blassblaues Alltagskleid, hatte einen weissen Blumenstrauss dabei und war allein im Auto gekommen, nachdem sie mit einer formellen Verbeugung von ihren Eltern Abschied genommen hatte. Nach der Hochzeit hielt das Paar in einem bescheidenen Hotelsaal eine Pressekonferenz ab und entschuldigte sich dafür, dass seine Heirat das Land gespalten habe.

Die Hochzeitskosten der Sussexes beliefen sich auf dreissig Millionen Pfund, wobei das

*Klasse und Integrität haben nichts damit zu tun, in welcher Schicht man geboren ist.*

Hochzeitskleid von Givenchy allein schon 390 000 Pfund und Stella McCartneys Kleid für den Empfang weitere 119 555 Pfund kostete. Das heisst, Meghans Hochzeitskleider kosteten über eine halbe Million Pfund, Schuhe, Schleier und andere Accessoires nicht miteingerechnet. Blumenkosten, hiess es, hätten sich auf eine weitere halbe Million belaufen, wohingegen für Flaggen und Banner nur 14 000 Pfund ausgegeben wurden. Danach erklärte das glückliche Paar dem britischen Volk, in einem von systemischem Rassismus geplagten Land nicht leben zu können und nach mehr Privatsphäre zu streben – in Hollywood.

Mako und Kei Komuro beabsichtigen, in New York zu wohnen und dort ihren Lebensunterhalt zu verdienen: «Dort werden wir bestimmt allerhand Schwierigkeiten begegnen, aber wie früher schon möchten wir diese gemeinsam überwinden», sagte Mako nach der Hochzeit. Ken Ruoff, Leiter des Center for Japanese Studies der Portland State University, sagte, die ausgebüxte Prinzessin und ihr Mann würden bestimmt nicht zu Medienstars werden wie Prinz Harry und seine holde Braut: «Das werden die nicht tun. Die werden einfach verschwinden.»

Das würdevolle Verhalten des jungen Paares zeigt, dass gute Charaktereigenschaften wie Klasse, Integrität und so weiter nichts damit zu tun haben, in welcher Schicht man geboren ist oder in welche man eingehiratet hat. Es gilt vielmehr das Zitat von C. G. Jung: «Ich bin nicht das, was mir passiert ist. Ich bin das, was ich entscheide zu werden.» Was immer die Komuros als Nächstes tun, wir können ziemlich sicher sein, dass sie weder Netflix-Verträge abschliessen noch als Sprecher von Grossbanken auftreten, noch vom Ruf einer Familie schmarotzen werden, der sie längst die kalte Schulter gezeigt haben.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



Spitzname «Me-Gain»: Meghan Markle.

den hielt. Mako war als Austauschstudentin in Schottland, machte an der Universität Leicester ihren Abschluss und arbeitete bis vor kurzem in einem Tokioter Museum als Forscherin. Meghan besuchte teure Privatschulen und beschloss dann, als Model und Schauspielerin ihre Schönheit in Geld umzusetzen.

Meghan war eine geschiedene 37-Jährige, als sie sich Harry schnappte, von dem sie behauptete, sie hätte nie auch nur gegoogelt, wer er wäre. Mako ist dreissig und lernte Kei Komuro mit 21 kennen. Sie waren acht Jahre lang verlobt, wohingegen Prinz Harry einen Wutaus-

bruch gehabt haben soll, als sein älterer Bruder ihm riet, «nicht so schnell» vorzugehen. Prinz William und Catherine Middleton waren acht Jahre lang ein Paar, bevor sie heirateten. Man hat später versucht, Williams Ratschlag einen rassistischen Drall zu geben im Sinne von: «Du weisst ja gar nichts von dieser dunkelhäutigen Schönheit.» Sehr viel wahrscheinlicher ist, dass der ausgesprochen rationale William im Hinterkopf hatte, dass seine Eltern sich ganze dreizehnmal unter vier Augen getroffen hatten, bevor sie heirateten; und wir wissen ja, wie das herausgekommen ist.

### Hang zum Theater

Sogar das japanische Hofamt hat verlauten lassen, dass Mako an einer posttraumatischen Belastungsstörung leide, und zwar nicht nur wegen des Widerstands seitens ihrer Familie, sondern auch grosser Teile der konservativen Gesellschaft Japans. Wenn Meghan dagegen ihre Depressionen ins Feld führt und behauptet, man habe sie derart im Stich gelassen, dass sie sich habe umbringen wollen, klingt das nicht sehr wahrscheinlich in einer Familie, deren junge Mitglieder geradezu besessen um psychisches Wohlergehen bemüht sind, nicht zu reden von all den Therapeuten, zu denen Diana geschickt worden war. Die Herzogin von Sussex hat einen solchen Hang zum Theater, dass sie, wenn sie vor der Badesaison

# Faszination Reitsport

Seit Urzeiten ist das Pferd ein treuer Begleiter des Menschen.  
Würde man die Nutzung der Pferde verbieten, würden sie verschwinden.

Damian Müller

**N**eu es Pferdegehege eröffnet! Beobachten Sie einige seltene Exemplare dieser vom Aussterben bedrohten Tierart dank Virtual Reality – als wären Sie mittendrin! So oder ähnlich könnte der Zoo der Zukunft seine jüngste Errungenschaft ankündigen. Weit hergeholt, denken Sie? Nicht unbedingt, wenn man die Forderungen gewisser Tierschutzkreise beim Wort nimmt.

In den letzten Wochen und Monaten stand der Pferdesport – nebst der Berichterstattung über sportliche Höhepunkte – auch immer wieder unrühmlich in den Schlagzeilen. Man liest von Tierschutzverstössen, von ungerechtfertigt zugefügten Schmerzen, übertriebenem sportlichem Ehrgeiz, der Tiere quält und Pferden Leiden und Schmerzen verursacht. Und wo die fetten Schlagzeilen sind, sind die politischen Vorstösse nicht weit.

Aber Moment: Sind wir Pferdesportlerinnen und Pferdesportler nicht in erster Linie tierliebende Menschen, die mit solchen Schlagzeilen in einen Topf mit einigen wenigen schwarzen Schafen geworfen werden? Denn der Pferdesport ist vor allem eines: eine faszinierende Partnerschaft zwischen Mensch und Tier. Ponys bringen Kinder zum Strahlen, und der Umgang mit ihnen lehrt Verantwortung und Respekt gegenüber anderen Geschöpfen.

## Respekt vor der Kreatur

Ja, es sind der Respekt vor der Kreatur und ein sorgfältig aufgebautes Vertrauen, auf denen die unglaubliche Faszination dieser einzigartigen Beziehung zwischen Mensch und Pferd beruht. Es ist dieser ehrliche Austausch, der Versuch, die «Sprache» des anderen zu verstehen und darauf einzugehen, der die Empathie von pferdeaffinen Menschen fördert. Man kann einem Pferd nicht einfach seine Meinung aufzwingen, sondern muss Führungskompetenz und Einfühlungsvermögen beweisen, um gemeinsam erfolgreich zu sein.

Im Pferdesport, sei es im Spitzensport oder im Breitensport, müssen zwei Lebewesen ihren Bedürfnissen entsprechend trainiert und ge-

Hitzkirch

fördert werden. Ein Pferd versteht nicht, dass es an Olympia um mehr geht als beim Dorfturnier – wobei es sicher wahrnimmt, dass die Atmosphäre eine andere ist. Wir können ihm nicht sagen: «Beiss die Zähne zusammen, da müssen wir jetzt durch, wenn wir gewinnen wollen!» Auch wenn Pferde durchaus einen grossen Ehr-

*Man kann einem Pferd nicht seine Meinung aufzwingen, sondern muss Einfühlungsvermögen beweisen.*

geiz entwickeln können, müssen wir unsere vierbeinigen Sportpartner vielmehr langfristig, rücksichtsvoll und zielorientiert an solche Höhepunkte heranführen.

Trotzdem können und wollen wir nicht leugnen, dass in gewissen Bereichen des Pferdesports Verbesserungspotenzial besteht. Das betrifft nicht allein den Spitzensport, wo unter Umständen viel Geld auf dem Spiel steht und der Erfolgsdruck hoch ist, sondern auch den Breitensport, also die hobbymässige Beschäftigung mit dem Pferd. Nicht immer steckt eine böse Absicht hinter schändlichem und schädlichem Tun.

Oft sind es auch Unwissen, fehlgeleitete Vermenschlichung oder körperliches Unvermögen, die zu unfairem Verhalten gegenüber dem Pferd führen. Hier mit Gesetzen, Reglementen und

strikten Sanktionen entgegenzuwirken, ist eine mögliche Massnahme. Aber kein noch so strenges Reglement verhindert Missbräuche. Entscheidend sind der Mensch und sein ethisches Verständnis. Hier müssen wir ansetzen. Ausbildung, Aufklärung und der Wissenstransfer sind denn auch zentrale Pfeiler, auf denen der Schweizerische Verband für Pferdesport fusst.

Deshalb begrüssen wir grundsätzlich beide parlamentarischen Vorstösse der Zürcher Nationalrätin Meret Schneider, die einerseits einen Sachkundenachweis für alle Pferdehalter fordert und andererseits «tierquälerische Hilfsmittel im Pferdesport» verbieten will. Nur, und da sind alle gut beraten, sollte man sich zuerst fachkundig informieren, bevor man Massnahmen fordert und Argumentationen mit reiserischen Schlagworten überstrapaziert.

## Pferde nur noch im Zoo

Klar distanzieren müssen wir uns hingegen von Forderungen extremer Tierschutzkreise, gemäss denen jede Art der «Nutzung» des Pferdes verboten werden soll. Das Pferd ist seit Urzeiten ein treuer Begleiter des Menschen, ein sensibles Wesen, das seine Kraft und seine Energie und seine Eleganz gerne zur Verfügung stellt und das Kindern wie Erwachsenen mit seinem liebevoll einladenden «Nasenstüber» jederzeit ein Lächeln auf die Lippen zaubert.

Ein Verbot jeglicher Nutzung würde letztlich dazu führen, dass unsere Pferde selbst von den schönsten Juraweiden verschwinden würden. Es könnte wohl nur noch in weitläufigen Reservaten im Ausland aus der Ferne beobachtet werden – oder eben auf der Videowand im Zoo.

Ohne Pferde wäre unsere Welt so viel ärmer, und wir würden uns weiter von der Natur entfremden. Stattdessen sollten wir die einzigartige Beziehung zu diesen wundervollen, charakterbildenden Wesen hochhalten und diesen treuen Begleitern der Menschen unseren verdienten Respekt und unsere aufrichtige Dankbarkeit entgegenbringen.

Damian Müller ist Präsident des Schweizerischen Verbands für Pferdesport.



# Auf dem Schoss des Staates

Die Medien wurden staatstreuer. Sie glauben, sie hätten beim Publikum an Vertrauen gewonnen.



**H**eute beginnen wir mit zwei einfachen Fragen. Erste Frage: Haben Sie Vertrauen in Schweizer Fleisch?

Ja? Dann kommen wir zur zweiten Frage: Und wie misst man das Vertrauen in Schweizer Fleisch?

Die Antwort ist naheliegend. Das Vertrauen in Schweizer Fleisch misst sich daran, dass die Konsumenten kaufen.

Seit Anfang 2020, als Corona begann, ist der Absatz von Fleisch in der Schweiz um rekordhohe 15 Prozent gestiegen. «So wächst das Vertrauen», jubelt Proviande, der Branchenverband der Fleischwirtschaft.

Damit wären wir bei den Medien. Hier ist die Antwort auf die Frage genauso naheliegend. Das Vertrauen in die Schweizer Medien misst sich daran, dass die Konsumenten kaufen.

Seit Anfang 2020, als Corona begann, ist der Absatz der Medien um einen rekordhohen Prozentsatz geschrumpft. Bei den grösseren Blättern war es ein Leserschwind von durchschnittlich gegen 10 Prozent. Im Gegensatz zum Metzgergewerbe ist hier kein Fleisch am Knochen.

Und jetzt wird es kurios. Denn nun lesen wir, was unsere Redaktionen letzte Woche zum Thema sagten. «Das Vertrauen der Leser und Leserinnen in die Medien steigt», jubelte der *Tages-Anzeiger*. «Das Vertrauen der Schweizer Bevölkerung in den Journalismus ist gestiegen», jubelte die «Tagesschau».

Bevor wir zur Auflösung des Rätsels kommen, kurz die konkreten Zahlen der führenden Blätter. Seit Beginn der Pandemie haben die *NZZ am Sonntag* und der *Tages-Anzeiger* 6 Prozent an Lesern verloren. Bei *Blick*, *Luzer-*

*ner Zeitung* und *Sonntagszeitung* lag der Leserverlust bei 9 Prozent. *NZZ*, *Aargauer Zeitung* und *Sonntagsblick* verloren während Corona gar gegen 15 Prozent.

Das Publikum nimmt Reissaus von der Presse – und das ist der schlagende Beweis für steigendes Vertrauen in die Presse?

Die Erklärung für diesen Unfug ist eine Studie, die seit elf Jahren erscheint. Sie heisst «Jahrbuch Qualität der Medien» und stammt vom Forschungszentrum Öffentlichkeit und Gesellschaft der Universität Zürich.

Zehn Jahre lang hatte das Jahrbuch die ewiggleiche Jeremiade abgenudelt. Die Qualität der Medien sinke, das Vertrauen in die Medien schwinde, als Folge steige die Zahl der «News-

*Wann immer die Wissenschaft ihre Befunde auf den Kopf stellt, hat das politische Gründe.*

Deprivierten» – kurzum, es wiederholte sich seit 2010 alljährlich die Qualitätsapokalypse des Journalismus.

Nun, im elften Jahr des Jahrbuchs, erfolgte die dramatische Wende. Auf einmal soll das Vertrauen in die Medien explodiert sein. Das Publikum, so die Studie, blicke nun mit glücklichen Augen auf die glanzvolle Qualität, die ihm aus den Redaktionen geliefert wurde.

Seltsamerweise sassen auf den Redaktionen aber noch immer die genau gleichen journalistischen Versager, welche aus Sicht der Jahrbuch-Autoren die Qualität und das Vertrauen zuvor jahrelang und jammervoll im Keller ver-

senkt hatten. Die mussten also ein kollektives Erweckungserlebnis gehabt haben.

**U**nd damit sind wir bei der Erklärung für die wundersame Wende, die uns die Forscher der Universität Zürich weismachen wollen. Wann immer die Wissenschaft innert kurzer Zeit ihre Befunde komplett auf den Kopf stellt, hat das nicht akademische, sondern politische Gründe.

Genauso war es in diesem Fall. Während Corona schwenkten die Schweizer Journalisten auf einen dezidiert staatsnahen Kurs ein, zumindest so lange, bis es die Regierung mit ihren Restriktionen schliesslich übertrieb. Der Bundesrat wurde von den Medien gefeiert, wie man das in der Branche zuvor noch nie erlebt hatte. Besonders sichtbar wurde es an der Verehrung des Innenministers Alain Berset, «dem richtigen Mann zur richtigen Zeit am richtigen Ort», wie ihn das Schweizer Fernsehen anhimmelte.

Die vom Staat mitfinanzierten Forscher der Universität Zürich fanden nun plötzlich die zuvor geschmähten Journalisten grosse Klasse. Die sassen, wie sie, auf einmal auch auf Staates Schoss. Darum betrieben sie nun nicht mehr «Boulevard» und waren nicht mehr «episodenhaft» und «oberflächlich» wie früher, nein, über Nacht waren aus ihnen gewissenhafte Verantwortungsträger geworden.

Sorry, Freunde, aber mit wachsendem Vertrauen des Publikums in die Medien hat das nichts zu tun. Darüber entscheidet der Markt. Beschrieben wurde nur die wachsende Staatstreue der Medien. Ich denke nicht, dass die Journalisten darauf allzu stolz sein sollten.

# Forschung statt leere Versprechen

Klimagipfel sind Shows von Politikern, die von schönen Klimazielen reden und diese nie einhalten. In Glasgow sollten sie den Unsinn endlich stoppen und das Forschen ernst nehmen.

Bjørn Lomborg

Kopenhagen

Zu Beginn des Uno-Klimagipfels in Glasgow (COP 26) kündigen viele Staats- und Regierungschefs erneut ehrgeizige Ziele bei der Verringerung von Treibhausgasen an. US-Präsident Joe Biden zum Beispiel hat sich zum Ziel gesetzt, «bis 2035 einen kohlenstofffreien Stromsektor und bis spätestens 2050 eine emissionsfreie Wirtschaft» zu schaffen. Die meisten Regierungen wohlhabender Länder haben ähnliche Ziele formuliert.

Leider wird dieses Ziel unerschwinglich teuer sein, wollte man es erreichen. Eine neue Studie in der renommierten Fachzeitschrift *Nature* zeigt, dass eine 95-prozentige Reduktion des Ausstosses bis 2050 – entspricht fast Bidens Netto-null-Emissionsziel – 11,9 Prozent des Bruttoinlandsprodukts (BIP) kosten würde, das wären mehr als 11 000 Dollar pro Jahr für jeden Amerikaner.

24 Jahre sind nun seit der Verabschiedung des Kioto-Protokolls vergangen, des ersten grossen, globalen Abkommens, das eine Reduzierung der Kohlenstoffemissionen zum Ziel hatte. Seitdem hat die Welt Hunderte von Klimagipfeln abgehalten, und die reichen Länder haben sich zuverlässig grün geäussert. Dennoch haben die Emissionen weiter zugenommen, weil die führenden Politiker ihren Bürgern die enormen Kosten nicht aufbürden wollten.

## Glasgow und die Gretchenfrage

In einer sehr ehrlichen Analyse des letzten Jahrzehnts der Klimapolitik bezeichnet die Uno die 2010er Jahre als «verlorenes Jahrzehnt». Warum? In der Untersuchung ist kein Unterschied erkennbar zwischen der Entwicklung, wie sie real geschehen ist, und einer Welt, in der seit 2005 keine neuen klimapolitischen Massnahmen ergriffen worden wären. Das ist bemerkenswert: Nach all diesen Klimagipfeln und Klimaversprechen können wir, wenn wir uns die tatsächlichen Emissionen anschauen, keinen Unterschied feststellen zwischen der Welt, in der wir leben, und einem Vergleichszustand, wie er ohne Klimaschutzmassnahmen aussähe.



Wie gelangt man dahin?

Daraus ergibt sich für den Weltklimagipfel in Glasgow die Gretchenfrage: Wollen die Staats- und Regierungschefs der Welt das ewig gleiche Spiel spielen und zu einem weiteren Klimatreffen in einer Welt beitragen, die von wohlmeinenden Klimagipfeln nur so wimmelt? Ein Land nach dem anderen wird kommen und wohlklingende Versprechungen machen, etwa zur Umstellung des Stromsektors (der ja nur für 19 Prozent des weltweiten

*Die Staatschefs wären gut beraten, nicht das zu wiederholen, was in den letzten Jahrzehnten gescheitert ist.*

Energieverbrauchs verantwortlich ist) auf erneuerbare Energien. Die Wahrscheinlichkeit ist sehr hoch, dass sich diese Versprechungen am Ende als genauso hohl erweisen wie jene der letzten Jahrzehnte, weil die Wähler in den Ländern diese Rechnung nicht akzeptieren werden.

Oder aber die Politiker könnten endlich einen anderen Weg einschlagen.

Die eigentliche Herausforderung des heutigen Ansatzes in der Klimapolitik besteht darin, dass die Staats- und Regierungschefs viel reden, aber wenig tun werden, solange die Reduktion

der Emissionen teuer ist. In der reichen Welt geht es darum, derart peinliche Manöver zu vermeiden, zu denen der französische Präsident Emmanuel Macron Zuflucht nahm, als er vor der Gelbwestenbewegung kapitulieren musste, nachdem er eine bescheidene Erhöhung der Benzinpreise vorgeschlagen hatte. Und in der sich entwickelnden Welt, in Schwellenländern, haben die Nationen viel wichtigere Prioritäten als Klimamassnahmen, so etwa die Förderung des Wirtschaftswachstums und die Überwindung der Armut ihrer Bevölkerung.

Was wir brauchen, ist ein viel stärkerer Fokus auf die Forschung im Bereich der sogenannten grünen Energie. Wenn es gelänge, grüne Energie zu entwickeln, die günstiger und ebenso zuverlässig wäre wie fossile Brennstoffe, hätten wir das Problem der globalen Erwärmung gelöst. Alle würden umsteigen – nicht nur reiche, wohlmeinende Länder wie Deutschland, sondern alle, auch China und Indien.

Wie gelangt man dahin? In Zusammenarbeit mit 27 der weltbesten Klimaökonominnen und drei Nobelpreisträgern hat das von mir geleitete Copenhagen Consensus Center herausgefunden, dass die effektivste langfristige Klimapolitik darin besteht, viel mehr Mittel in grüne Forschung und Entwicklung zu investieren. Auf dem legendären Pariser Klimagipfel 2015 ver-

sprachen die meisten G-20-Länder und die Europäische Union, die Forschungsausgaben für solche grünen Energieinnovationen bis 2020 zu verdoppeln. Leider halten die meisten Länder auch dieses Versprechen nicht ein.

Hier muss man einhaken: Anstatt grosse und teure Versprechungen zu Emissionsreduktionen zu machen, die künftige Regierungen wieder zurücknehmen müssen, wenn die Bürger gegen steigende Energiepreise protestieren, sollten sich die Staats- und Regierungschefs sofort dazu verpflichten, viel mehr für grüne Forschung und Entwicklung auszugeben. Das ist praktikabel. Nicht nur, dass die meisten Länder diese Versprechen bereits abgegeben haben, nein, mehr noch, deren Einhaltung kann auch innerhalb von zwölf Monaten überprüft werden.

### Der ganzen Welt helfen

Und vor allem: Die Gesamtkosten für jedes Land werden viel geringer ausfallen als jene der Klimapolitik, wie sie heute betrieben wird. Unsere Wirtschaftsnobelpreisträger des Copenhagen Consensus haben vorgeschlagen, dass die globalen Ausgaben dafür bis 2030 um weitere sieben Milliarden Dollar pro Jahr erhöht werden sollen. Vergleichen Sie das jetzt mit den 195 Milliarden Dollar, die wir derzeit für die Subventionierung ineffizienter grüner Energie ausgeben!

Beim Weltklimagipfel wären die Staats- und Regierungschefs also gut beraten, nicht das zu wiederholen, was in den letzten Jahrzehnten gescheitert ist, sondern einen günstigeren, intelligenteren und besseren Weg in die Zukunft aufzuzeigen, der tatsächlich zur Behebung des Klimawandels beitragen wird: deutlich mehr in grüne Forschung und Entwicklung zu investieren, um sicherzustellen, dass wir Technologien entwickeln, die der ganzen Welt helfen können, kostengünstig von fossilen Brennstoffen wegzukommen.

Bjørn Lomborg ist Präsident des Copenhagen Consensus Center und Visiting Fellow an der Hoover Institution der Stanford University. Sein Buch «Falscher Klima-Alarm» erscheint in Kürze im Finanzbuch-Verlag.

Aus dem Englischen übersetzt von David Lessmann



# Pflästerli-Politik

Die Einwanderer von heute sind die Pflegefälle von morgen. Das blendet der Abstimmungskampf zur Pflege-Initiative aus.

Marcel Odermatt

Alles deutet auf eine deutliche Zustimmung des Volkes zur Pflege-Initiative am 28. November hin. Das populäre, medial breit unterstützte Anliegen verlangt, dass Bund und Kantone mehr Personal ausbilden. Auch soll verhindert werden, dass Pflegenden so häufig wie heute aus dem Beruf aussteigen. Dafür sollen die Löhne erhöht werden. Im Gegenvorschlag des Bundesrates ist geplant, dass der Staat für eine Ausbildungs-offensive eine Milliarde Franken investiert.

Ein einmaliger Vorgang, dass ein einzelner Beruf derart gefördert wird und dass dies gar in der Bundesverfassung festgeschrieben wird. Für die Linke wäre es ein spektakulärer Triumph, wenn das von ihnen lancierte Begehren die Unterstützung des Souveräns erhalten würde. Anliegen aus diesem Lager haben es traditionellerweise schwer. Nach einem Sieg kämen postwendend neue Forderungen.

Und tatsächlich herrschen beim Gesundheitspersonal prekäre Verhältnisse. Über 40 Prozent der Pflegenden verlassen den Beruf frühzeitig, ein Drittel ist jünger als 35 Jahre. Die Initianten geben an, dass im Augenblick 11 700 Pflegestellen unbesetzt sind. Bis im Jahr 2029 brauche es zusätzlich 70 500 Arbeitskräfte in diesem Bereich, sagen sie.

Was aber in der Debatte untergeht: Das Problem ist zu einem guten Teil hausgemacht. 1991 lebten in diesem Land 6,8 Millionen Einwohner. Dreissig Jahre später sind es bereits 8,6 Millionen! Das Bundesamt für Statistik prognostiziert, dass 2050 der Anteil der 65-Jährigen und Älteren rund 38 Prozent aller Einwohner entspricht. 2019 betrug diese Quote rund 27 Prozent. In drei Dekaden sollen mehr als eine Million Menschen hier leben, die über 80-Jährige sind. Das wären doppelt so viele wie heute. Ein rechter Teil dieser Menschen gehört dann zu jenen, die in den letzten Jahrzehnten in die Schweiz geströmt sind.

Anders ausgedrückt: Mehr Zuwanderung bedeutet mehr Pflegepersonal, das benötigt wird. Denn die zu Tausenden im Ausland rekrutierten Arbeitskräfte, die zugezogenen Familienmitglieder oder Asylbewerber werden

unweigerlich eines Tages auch älter und entsprechend unter Umständen pflegebedürftig – genau wie die hiesige Bevölkerung. Die Einwanderung geht währenddessen unvermindert weiter. Nehmen wir den letzten Monat, über den eine Statistik verfügbar ist. Alleine im September 2021 betrug der Wanderungssaldo (Zuzug minus Wegzug) der ausländischen Wohnbevölkerung 9013 Menschen.

Die Schweiz kommt entsprechend an zwei Fronten pflegerisch unter Druck. Auf der einen Seite werden die Einwohner immer älter. Die

*Die Zuwanderung sorgt dafür, dass eine Bevölkerungsgruppe ausdrücklich bevorteilt wird.*

Lebenserwartung der Männer stieg von 1990 bis 2020 von 74 auf 81 Jahre und jene der Frauen von 79 auf 86 Jahre. Gleichzeitig bewirkt die massive Einwanderung, dass der Bedarf an Krankenbetreuern weiter steigen und nochmals verstärkt wird.

Unter dem Strich sorgt die Zuwanderung zumindest indirekt sogar dafür, dass in der Verfassung wohl bald eine Berufsgruppe ausdrücklich bevorteilt wird. Die Schweiz betreibt eine Pflästerli-Politik. Statt bloss die berechtigten und verständlichen Anliegen der Pflegenden zu diskutieren, müssten parallel und gleichzeitig dazu auch die Auswirkungen und Folgen der Zuwanderung auf den Tisch.

Doch das Beispiel der Pflege-Initiative zeigt, dass die Zuwanderung in Bern zu einer Art Tabu-Thema verkommen ist. Dies, obwohl sich ein Zusammenhang geradezu aufdrängt. Eine Mitschuld daran hat die SVP selber. Ihre Begrenzungsinitiative erlitt im September 2020 Schiffbruch. Der Vorstoss, der die Zuwanderung regulieren wollte, kam bloss auf 38 Prozent der Stimmen. Die Partei hatte zu hoch gepokert. Seit dieser Abstimmung herrscht im Bundeshaus der Konsens, dass die Bevölkerung die Einwanderung akzeptiert. Statt der Symptome die Ursachen zu bekämpfen: Die Bereitschaft dafür tendiert derzeit gegen null.

# Wie ein Eispickel ins Herz

Mit Hyperschallwaffen-Tests hat China die US-Generäle kalt erwischt. Offenbar ist Peking technisch viel weiter fortgeschritten als bislang vermutet.

Urs Gehriger

Man sollte den aufstrebenden asiatischen Riesen besser nicht ärgern, mahnen warnende Stimmen seit Jahren. Ein neuer kalter Krieg müsse unbedingt verhindert werden. In Wahrheit ist der Rüstungswettstreit längst entflammt. Lange schaute der Westen konzentriert, aber nicht alarmiert auf den sich aufbäumenden Riesen. Technologisch sah man in China einen Dieb geistigen Eigentums und Kopierweltmeister. Effizient, aber nicht innovativ. Nun scheint diese Sicht überholt.

Wie jetzt bekannt wurde, meisterten die Chinesen Anfang August einen ersten erfolgreichen Test mit einer Hyperschallrakete. Der Name suggeriert: Dieser Pfeil muss aus einem ganz besonderen Köcher stammen. Hyperschallraketen fliegen nicht wie ein ballistisches Geschoss im Bogenschuss, sondern auf niedriger Höhe und viel weiter als herkömmliche Langstrecken-Missiles. Ausserdem können sie navigiert werden, wodurch sie schwer abzufangen sind.

## Gefahr für das amerikanische Festland

Offenbar hat China zwei Hyperschalltests absolviert, wie die *Financial Times* als Erste berichtete. Die Raketen flogen in fünffacher Schallgeschwindigkeit rund um den Globus, bevor sie auf ihre Ziele niederstachen. Amerikanische Generäle sprechen von einem «Sputnik-Moment», jenem Zeitpunkt also, als aus dem All plötzlich der sowjetische Erdsatellit Sputnik 1 piepste. Der monotone Triumphlaut aus dem Äther traf die Amerikaner wie ein Eispickel ins Herz. Die Sowjets hatten die USA im Wettstreit um die Eroberung des Weltalls kalt erwischt. Und die Sputnik-Trägerrakete stellte auf einen Schlag klar, dass Moskau mit atomar bestückten Raketen amerikanisches Festland treffen konnte.

«Es handelt sich um ein sehr bedeutendes Ereignis», sagte US-Generalstabschef Mark Milley über Chinas Hyperschalltest gegenüber Bloomberg Television. Der Test komme einem «Sputnik-Moment» sehr nahe und sei «sehr besorgniserregend». Die erste Testrakete verfehlte ihr Ziel um etwa zwei Dutzend Meilen, wie drei mit dem Hyperschallversuch vertraute Personen der *Financial Times* berichteten. Der

Versuch zeige jedoch, dass China bei Hyperschallwaffen viel weiter fortgeschritten sei, als die US-Beamten dächten. Offenbar haben die Amerikaner Chinas militärische Modernisierung unterschätzt. «Wir haben keine Ahnung, wie sie das gemacht haben», so ein US-Militär zur *Financial Times*.

Mit den Hyperschallwaffen-Tests haben die Chinesen offenbar ein Husarenstück gemeistert. Mit der Hyperschalltechnologie könnte die amerikanische Missile Defense ausgehebelt werden, welche das Ziel hat, feindliche Raketen im Flug abzufangen und zu zerstören.

Noch ist der amerikanische «Schutzschild» gegen China nicht einsatzbereit. Er ist auf der

## Mit den neuen Waffen könnte Peking die Raketenabwehr unterwandern und Ziele rund um die Welt treffen.

nördlichen Hemisphäre konzipiert. Mit den neuen Waffen könnten die Chinesen über den Südpol fliegen oder in tiefer Höhe die Abwehr unterwandern und Ziele rund um die Welt treffen. Somit könnten sich die Amerikaner bei allfälligen Angriffen auf chinesische Einrichtungen nicht vor Vergeltung schützen. Chinesische Zweitschläge könnten die Amerikaner auf eigenem Territorium treffen.

Chinesische Experten argumentieren, dass die Hyperschallwaffen den Chinesen die nö-

tigen Mittel in die Hand geben, um sich gegen die immer ausgefeiltere US-Technologie zu wappnen. Peking werde seine nukleare Abschreckung verbessern, um «sicherzustellen, dass die USA die Idee der nuklearen Erpressung Chinas aufgeben», twitterte Hu Xijin, Herausgeber der *Global Times*, eines ultranationalistischen chinesischen Staatsmediums.

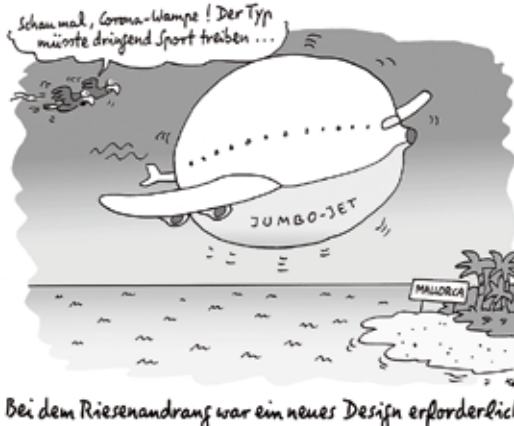
## Nukleares Muskelspiel

Doch Hyperschallwaffen können nicht ausschliesslich als Verteidigungsmittel, sondern auch als Angriffswaffen eingesetzt werden. Und sie können mit konventionellen Waffen bestückt werden. Mit den beiden Tests, in welchen sie die Raketen rund um den Globus geflogen haben, haben die Chinesen bewiesen, dass sie Ziele irgendwo auf der Welt treffen können.

Die Hyperschallraketen seien nicht das bedrohlichste chinesische Angriffssystem, so Robert Soofer, der während der Trump-Administration als ranghoher Beamter des Verteidigungsministeriums für Atom- und Raketenabwehrpolitik zuständig war. «Der Ausbau der chinesischen Interkontinentalraketen-Silos stellt eine grössere Bedrohung dar», sagte Soofer zum *Wall Street Journal*. «Dies ist Teil der Bemühungen, militärische Parität auf breiter Ebene zu erreichen.»

Nach Angaben der Arms Control Association, einer privaten Gruppe, die sich für Rüstungskontrollabkommen einsetzt, verfügt China über etwa 350 nukleare Sprengköpfe, von denen sich ein Drittel auf Langstreckenraketen befindet. Damit zählt Chinas Stückzahl noch immer ein Bruchteil jener Amerikas. Doch China holt mit Siebenmeilenstiefeln auf. US-Beamte haben prognostiziert, dass sich Pekings Atomarsenal in den nächsten zehn Jahren mindestens verdoppeln könnte.

Der Hyperschall-Schock und das nukleare Muskelspiel fahren westlichen Strategen umso tiefer in die Knochen, als Peking seine konventionellen Streitkräfte weiter aufrüstet und gegenüber Taiwan mit kriegerischer Rhetorik forcierte militärische Aktivitäten unternimmt.





# Plötzlich schachmatt

Er ist der jüngste Schweizer Grossmeister. Er spielte in der deutschen Bundesliga. Nun erklärt Noël Studer, 25, unvermittelt seinen Rücktritt.

Thomas Renggli

**N**oël Studer ist ein aussergewöhnlicher junger Mann. Und er ist aussergewöhnlich erfolgreich. Mit zwanzig Jahren avancierte der Berner zum jüngsten Grossmeister der Schweizer Schachgeschichte – und erreichte im königlichen Spiel einen Status, von dem die meisten ein Leben lang nur träumen. Und Studer machte sein Hobby zum Beruf. Als Profi der Schachabteilung des FC Bayern München mass er sich Woche für Woche auf höchstem Niveau.

Doch jetzt ist Schluss. Plötzlich. Unwiderruflich. Schachmatt! Auf seiner Homepage teilt Studer der Öffentlichkeit mit, dass er vom professionellen Schachsport zurücktritt. Er schreibt in Englisch – der Sprache seines sportlichen Umfelds –, bedankt sich bei Sponsoren, Gönnern, Fans und bei seinem Team, und er fügt an, dass er künftig wieder an ein Schachbrett sitzen werde, «aber eher an einem Strand, mit einem erfrischenden Getränk in der Hand, als an einem Wettkampf».

## «Wer sein Wissen preisgibt ...»

Was ist geschehen, dass Noël Studer, die grösste Schweizer Hoffnung in diesem Spiel, den Bettel hinschmeisst? Studer, der die Öffentlichkeit nie gesucht hat, beantwortet die wichtigste Frage mit bemerkenswerter Nüchternheit: «Während der Corona-Zeit habe ich mich mit grundsätzlichen Dingen auseinandergesetzt und bemerkt, dass es im Leben mehr gibt als nur Schach.» Es sei auf die Dauer nicht erfüllend, wenn sich alles um bessere Eröffnungen, effizientere Trainingsmethoden und die Frage, wie er fitter werden könne, drehe. Vor allem habe sich immer mehr auch das Gefühl der Einsamkeit breitgemacht: «Als Schachprofi arbeitet man an gewissen Dingen mehrere Monate – und darf dann niemandem davon erzählen. Wer sein Wissen preisgibt, verspielt möglicherweise den entscheidenden Trumpf.»

Es waren auch die weiten Reisen, die ihm je länger, je mehr zu schaffen gemacht haben. Denn er sei ein Einzelsportler «im engen Kreis». Weil es in der Schweiz kaum einen anderen Spieler auf seinem Niveau gibt, musste Studer oft allein zu



«Auf europäischer Ebene wäre einiges möglich gewesen»: Schachspieler Studer.

den Turnieren reisen. Und seit er zusammen mit seiner Freundin Alessia in Schliern bei Köniz eine eigene Wohnung bezogen habe, schätze er die Normalität des Alltags viel mehr: «Als ich mir sagte, o nein, schon wieder Koffer packen, merkte ich, dass ich etwas ändern muss.»

Studer analysiert seine Situation nüchtern und präzise. Wie am Schachbrett verliert er auch jetzt das Gefühl für die logischen Zusammenhänge kaum. So war es auch das grosse Potenzial, das er noch in sich sah, das ihn lange mit sich ringen liess: «Eine Top-fünfundzig-Klassierung in der Welttrangliste wäre möglich gewesen – vielleicht auch

*«Als ich mir sagte, o nein, schon wieder Koffer packen, merkte ich, dass ich etwas ändern muss.»*

weiter vorne.» Dass es bis ganz an die Spitze aber wohl nie gereicht hätte, liegt an den Anfängen seiner Karriere. Erst im Alter von elf Jahren begann er, mit einem professionellen Trainer zu arbeiten – «zu spät», wie er sagt. Deshalb seien ihm die internationalen Stars immer ein paar Züge voraus. Dies hätte sich kaum mehr geändert: «Der Weltmeistertitel ist für einen Spieler mit meinem Werdegang eine Utopie. Aber auf europäischer Ebene wäre einiges möglich gewesen.»

So tat er sich schwer, bis er seinen Rücktritt kommunizierte: «Lange wollte ich es nicht zu-

lassen, dass es so weit kommt. Es war wohl die schwierigste Entscheidung meines Lebens. Aber nun bin ich erleichtert.» Die Sponsoren und Partner hätten «sehr verständnisvoll» reagiert.

## «Ins Glück stolpern»

Finanziell war sein Leben als Schachprofi ein Nullsummenspiel. Er habe Geld verdient, aber unter dem Schweizer Durchschnittslohn, und er sei immer abhängig von Zuwendungen aus Stiftungen gewesen. Gleichzeitig glaubt er, sich eine Basis geschaffen zu haben, die ihn als Coach und Berater weiterbringen kann: «Ich habe dreissig Schachbücher und

fünfundzig Bücher über Eigenverbesserung und Selbstmotivation gelesen. Mein Wissen ist sehr strukturiert – und das möchte ich weitergeben.» Das Potenzial ist vorhanden: Auf seinem Blog folgen Studer 20 000 Leser, der Grossteil stammt aus den USA. 2000 Personen haben seinen Newsletter abonniert. Ab 2022 möchte er Online-Schachkurse anbieten – und zwar für alle Stärkeklassen.

Was er ganz sicher nicht möchte: einen Nullachtfünfzehn-Job annehmen und von neun bis fünf arbeiten. Ein Beruf nur um der finanziellen Absicherung willen könne nicht die Bestimmung des Lebens sein: «Ich habe genug sehr reiche, aber unglückliche Menschen getroffen, um zu realisieren, dass Geld allein nicht glücklich macht.» Um diese Gedanken nachvollziehen zu können, empfiehlt Studer das Buch «Stumbling on Happiness» («Ins Glück stolpern») des Psychologen Daniel Gilbert. Darin beschreibt Gilbert persönliche Vorhersagen und Erwartungen in Bezug auf Glück, die durch Fehler der Wahrnehmung und kognitive Verzerrung so stark an Präzision verlieren, dass häufig falsche Entscheidungen getroffen werden. Auf seine eigene Situation bezogen, sagt Studer: «Ich hatte in den vergangenen sechs Jahren als Schachprofi zahlreiche Ideen, wie ich mein Potenzial auch anders nutzen könnte.»

Er habe alles aufgeschrieben, aber dann zur Seite gelegt und zu sich selber gesagt: «Später.» Nun ist dieser Zeitpunkt gekommen – viel früher, als es Noël Studer erwartet hätte.

# Mysteriöser Tod im Hinterhof

Seit Februar sitzt der deutsche Partykönig Daniel Höferlin in Basel wegen Mordverdachts in U-Haft. Was nach einem klaren Fall aussah, entpuppt sich als juristischer Albtraum.

Alex Baur

Es war ein fürchterliches Bild, das sich der Polizei am Morgen des 8. Februar 2021 in einem Hinterhof an der Dornacherstrasse unweit des Basler Hauptbahnhofs präsentierte. Die übel zugerichtete Leiche einer nackten und zierlichen Frau lag angelehnt an einer Regentonne, Kopf und Oberkörper im Wasser. Wie die Ermittler schnell feststellten, handelte es sich bei der Verstorbenen um Anja K., die Mieterin der Maisonette-Dachwohnung des fünfstöckigen Gebäudes. Sie musste in den frühen Morgenstunden, mutmasslich von der Dachterrasse, in den Hof gestürzt sein.

Aufgrund der übereinstimmenden Aussagen mehrerer Anwohner, welche einen Aufprall gehört hatten, liess sich der Zeitpunkt des Sturzes fast auf die Minute genau bestimmen. Die Autopsie förderte zahlreiche Knochenbrüche und Verletzungen zutage, die sich mit dem Sturz erklären liessen. Wasser in der Lunge, ein Efeublatt im Mund und ein kleines Holzstück in der Luftröhre deuten darauf hin, dass Anja K. nach dem Aufprall noch atmete, also ertrunken sein könnte. Als Todesursache stand aber eine schwere, ebenfalls durch den Sturz bedingte offene Schädelverletzung im Vordergrund.

## Telefon mit Bondage-Meister

Die rechtsmedizinische Untersuchung förderte indes noch einen weiteren Befund zutage, der den Verdacht auf den Lebenspartner der 39-jährigen Frau lenkte. An ihrem Hals fand man nämlich Spuren, wie sie klassischerweise beim Würgen entstehen: Druckstellen auf einer Halsseite, Brüche am Zungenbein und am Kehlkopf sowie ein «massives Stauungssyndrom» mit «Punktblutungen» im Bereich des Kopfes. Schon bei der ersten Pressemeldung ging man von einem Tötungsdelikt aus.

Dass die mutmasslichen Würgespuren beim Sturz entstanden, schlossen die Forensiker des Instituts für Rechtsmedizin der Universität Basel aus. Selbst wenn Anja K. nach dem Aufprall nicht sofort tot war, hätte die offene Wunde am Kopf keine «Staublutung» zugelassen. Vielmehr



Tantra-Rituale an der Dornacherstrasse: Musiker und Schauspieler Höferlin.

gelangten die Forensiker zum Schluss, dass das Opfer schon vor dem Sturz bis hin zu einer tiefen, ja tödlichen Bewusstlosigkeit gewürgt wor-

*Was aus welchen Gründen auch immer passiert sein mag: Anja K. konnte nicht zweimal gestorben sein.*

den war. Und weil sich zur fraglichen Zeit ausser ihrem Freund niemand in der Wohnung befand, wurde dieser in Untersuchungshaft versetzt. Seither sitzt er im Gefängnis.

Die Verhaftung sorgte vor allem in Deutschland für Schlagzeilen, wo der verdächtige Daniel Höferlin als Popmusiker (Just Friends), Gelegenheitsschauspieler («Gute Zeiten, schlechte Zeiten») und Veranstalter von Luxuspartys mit internationaler Prominenz bekannt ist. «Sex, Gewalt und Eifersucht – tötete der Partykönig seine Prinzessin?», titelte das People-Magazin *Closer*. Die Schweizer Boulevardpresse berichtete von ausgefallenen Tantra-Ritualen an der Dornacherstrasse.

Der 49-jährige Höferlin stellte jede Schuld am Tod seiner zehn Jahre jüngeren Lebens-

partnerin stets in Abrede. Nach seiner Darstellung verbrachte er die fragliche Nacht vor allem vor dem Bildschirm mit Netflix-Serien, was sich aufgrund der elektronischen Datenspeicherung belegen lässt. Anja K. hielt sich derweil im oberen Dachstock auf. Sie telefonierte die meiste Zeit.

In den frühen Morgenstunden ging Höferlin zu ihr hoch. Er räumt ein, dass es dabei zu einer Auseinandersetzung gekommen sei, bei der ein mit Kokain beladener Teller in Brüche ging. Doch gewürgt habe er seine Freundin nie. Vielmehr habe er sie allein zurückgelassen und sich in sein Zimmer zurückgezogen, wo ihn die Polizei am nächsten Morgen aus dem Schlaf holte. Zeitlich lässt sich dieser Ablauf mit ihren Telefonaten in Übereinstimmung bringen. Nur wenige Minuten bevor Anja K. in den Hof stürzte, hatte sie mit einem Bondage-Meister in Übersee telefoniert.

Tatsache ist sodann, dass man sowohl bei ihr wie auch bei ihm Kokain, Alkohol und Benzodiazepin im Blut nachweisen konnte.

### Die vorschnelle Täterfixierung und die Untersuchungshaft setzen ein fatales Präjudiz.

Bei Letzterem handelt es sich um ein potentes Schlafmittel, das oft zum Abklingen des Kokain-Rauschs konsumiert wird. Wenn Daniel Höferlin seine Freundin erwürgt und in den Abgrund gestossen hätte, müsste dies in den maximal fünf Minuten zwischen ihrem letzten Telefonat und dem Sturz in den Hinterhof geschehen sein.

#### Spuren am Dachbalkon

Ein klarer Fall, könnte man meinen, wenn da Ende August nicht eine Expertise des Forensischen Instituts der beiden Zürcher Polizeikorps alles auf den Kopf gestellt hätte. Die Zürcher Forensiker glichen die Befunde der Obduktion mit den Spurenbildern auf der Dachterrasse und an der Fassade des Gebäudes ab. Mit nachgespielten Szenen und einer computerbasierten Simulation rekonstruierten sie den Sturz. Der Befund lässt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig.

Die Spuren am Dachbalkon und Kratzer an den inneren Oberschenkeln des Opfers lassen darauf schliessen, dass Anja K. mit eigener Kraft über das Geländer gestiegen sein muss; anschliessend bewegte sie sich auf einem schmalen Sims bis zum Rand des Balkons. Dass sie vorsätzlich in den Abgrund sprang, wird ausgeschlossen. Ebenso erscheint unwahrscheinlich, dass sie in wehrlosem Zustand gestossen wurde. Die Spuren passen hingegen zu einem «Abstiegsversuch mit hangelnder Ausgangsposition». Fazit: Anja K. versuchte höchstwahrscheinlich, auf das



angrenzende Dach zu springen; dabei schätzte sie entweder die Distanzen in der Dunkelheit falsch ein, oder sie glitt aus.

Menschen tun verrückte Dinge im Drogenrausch. Doch was aus welchen Gründen auch immer passiert sein mag: Anja K. konnte nicht zweimal gestorben sein. Ein bis zur finalen Bewusstlosigkeit erwürgter Mensch ist schwerlich in der Lage, eigenständig eine Tür zu öffnen, über ein Geländer zu klettern und mehrere Meter weit über einem schmalen Sims zu balancieren. Dass er sie erwürgte, als Anja K. bereits am Geländer hing, ist technisch schwer vorstellbar. Doch wenn das Würgen als unmittelbare Todesursache ausser Betracht fällt, rückt eine Täterschaft von Daniel Höferlin in weite Ferne.

Das Urteilen liegt allein in den Händen der Richter. Sie haben immer recht, selbst wenn sie sich irren. Doch die vorschnelle Täterfixierung und vor allem die Untersuchungshaft setzt ein fatales Präjudiz. Theoretisch sollte die Haftdauer zwar keine Rolle spielen, bis zum Beweis

des Gegenteils gilt die Unschuldsvermutung. Wie die Erfahrung aus dem real existierenden juristischen Alltag aber zeigt, sinkt die Chance auf einen Freispruch mit der Dauer der Haft dramatisch.

Niemand gibt gerne zu, einen Unschuldigen monatelang eingesperrt zu haben. Staatsanwälte setzten alles daran, die Haft zu rechtfertigen, den Gerichten fällt es schwer, ihre Richterkollegen zu desavouieren, welche die Zwangsmassnahme abgesegnet haben. Die Versuchung ist gross, ein Verschulden zu konstruieren, das dann zumindest in etwa die Haftdauer abdeckt.

Vor diesem Hintergrund verlangte die Verteidigung des nicht vorbestraften Daniel Höferlin nach dem Eingang des Zürcher Sturzgutachtens eine sofortige Haftentlassung. Mit Verfügung vom 19. Oktober wies das Zwangsmassnahmengericht des Kantons Basel-Stadt den Antrag ab und verlängerte die Untersuchungshaft um zehn Wochen. Bis dahin soll über eine Anklageerhebung entschieden werden. Die Richterin hielt sowohl eine Verdunkelungs- wie auch eine Fluchtgefahr für gegeben, da Höferlin keinen festen Wohnsitz in der Schweiz hat und Deutschland eigene Staatsbürger nicht ausliefert.

Bereits Anfang Monat hat die Basler Staatsanwaltschaft beim Institut für Rechtsmedizin der Universität Bern ein Obergutachten in Auftrag gegeben. Im Zentrum steht die Frage, ob die Verletzungen im Bereich des Halses und die Staublutungen wirklich nur durch ein Würgen zu erklären sind. Falls dieser Befund bejaht wird, stellt sich immer noch die Frage, wie er mit dem Sturz zu vereinbaren ist – und ob er in irgendeiner Weise ursächlich war für den Tod von Anja K.

«Wer neugierig bleibt, kann Neues schaffen.»

Stefan Mächler  
Group CIO  
zum selbstbestimmten Leben.

# «Beruhigt euch»

Ex-Diplomat Tim Guldemann erklärt, weshalb er Deutscher werden wollte. Und zitiert den grossen deutschen Dichter Heinrich Heine.

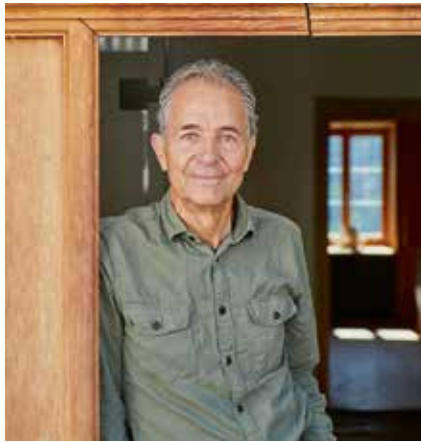
*Tim Guldemann*

**T**im Guldemann beschimpft die Schweiz – der Artikel in der letzten Ausgabe der *Weltwoche* fordert mich zur Stellungnahme heraus. Marcel Odermatt spitzt darin meinen flapsig-provokativen Kartoffelspruch in Friedrichshafen zur Europapolitik des Bundesrats («Wir Schweizer sind wie Kartoffeln, die Augen gehen uns erst auf, wenn wir im Dreck stecken») zur Beschimpfung unseres Landes zu.

Sind Provokationen in der politischen Debatte legitim? Die *Weltwoche* würde das sicher bejahen. Aber in der Politik geht es ja nicht um Unterhaltung und auch nicht darum, ob man recht hat. Entscheidend ist, ob man recht bekommt, ob man die andere Seite überzeugt. Eine Provokation überzeugt nie, das will sie ja auch nicht. Sie war früher ein beliebtes Mittel der 68er, einer Bewegung, die auch mich geprägt hat. Christoph Blocher wollte einmal die SVP zu einer Bewegung wie die 68er machen, nur von der anderen Seite her. Er war erfolgreich, angefangen mit dem Nein zum EWR. Und seither kommen wir in den Wirren unserer Europapolitik nicht mehr weiter. Die Fronten haben sich verhärtet, ein Glaubenskrieg, der kaum mehr Verständigung zulässt.

## Intellektuelle Überheblichkeit

Und ja, die Urteilsfähigkeit der Gegenseite in Frage zu stellen, um damit die eigene Position zu untermauern, hilft auch nicht weiter. Vor der EWR-Abstimmung hatte der damalige Staatssekretär Frank Blankart gewitzelt, der EWR-Entscheid sei ein Intelligenztest. Hand aufs Herz: Mit der intellektuellen Überheblichkeit im sozialliberalen Lager sind wir mitverantwortlich für den Rechtspopulismus, was Michael Sandel («Vom Ende des Gemeinwohls») in seiner Begründung für den Erfolg von Trump in den USA nachweist. Bill Clinton, Tony Blair und Barack Obama rechtfertigten die Globalisierung mit der Behauptung, «auf der richtigen Seite der Geschichte» zu stehen. Hillary Clinton sprach im Wahlkampf von den Anhängern der Gegenseite als «basket of deplorables». Die Dummen und Beklagenswerten sind die andern.



*Eine Provokation überzeugt nie:*  
Diplomat Guldemann.

Wenn sich Marcel Odermatt aber zur Behauptung versteigt, dass ich «von der Eidgenossenschaft nichts» halte, ja für sie «nur noch Verachtung übrig» habe, ist das eine krasse Unterstellung, die alle Vorurteile gegen kritische Linksliberale mobilisiert, schon gar, wenn sie in höheren Positionen im Staatsdienst, erst recht in der Diplomatie, tätig sind oder waren. Damit hat er – offensichtlich gewollt – einen Shitstorm gegen «die selbsternannte Elite der Schweiz» und die «erbärmlichsten Exemplare der Abzockergilde» provoziert, gegen den «Schmarotzer», «Charakterlumpen», «Nestbeschmutzer» und «pubertierenden Landesverräter». So weit sind wir also gekommen im Grabenkrieg.

Im Vorwort zu seinem «Wintermärchen» setzt sich Heinrich Heine 1844 gegen den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit mit den Worten zur Wehr: «Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland ebenso sehr wie ihr.»

Ich habe nie einen Hehl aus meiner Kritik am landläufigen Selbstverständnis der Schweiz und ihren Ideologien gemacht: an der Mischung von Selbstüberschätzung und Selbstverzwergung, am Selbstlob der Guten Dienste, am Sonderfall und an der überbewerteten Neutralität, an der behaupteten traditionellen Friedfertigkeit eines Landes, das während

Jahrhunderten vom Kriegsdienst seiner Söldner lebte, und an der europapolitischen Abschottung, die im Ausland nicht verstanden wird.

Ich habe aber immer – besonders dank der Lebenserfahrung in Deutschland – meine Bewunderung für unsere oft unterschätzten Qualitäten hochgehalten, für den lösungsorientierten Pragmatismus und die Kompromissfähigkeit, für die Kreativität dank erfolgreicher Vermischung der Kulturen, für die gelungene Integration der Eingewanderten, für die föderalisierte Finanzhoheit in der direkten Demokratie, für unsere politische Bottom-up-Kultur, die Elitenskepsis, die relativ flachen Hierarchien und nicht zuletzt für eine wohlthuende Zurückhaltung und Bescheidenheit.

## Langjährige Frustration

Und nun kommt es dem Vorwurf des Landesverrats zupass, dass ich deutscher Staatsbürger geworden bin. Ich habe dafür den Antrag, nicht ganz zufällig, am Tag und wenige Stunden vor der Beerdigung des Rahmenabkommens eingereicht. Dieser Entscheid war auch durch meine langjährige Frustration mit unserer Europapolitik bedingt. Ich bin heute Doppelbürger und damit als Schweizer auch Unionsbürger, was mir erlaubt, als Schweizer meine europäische Identität verbrieft zu haben. Dass ich dabei der Doppelbürgerschaft meiner Frau und Töchter nachziehe, ist der private Aspekt des Schrittes.

Ich habe zwanzig Jahre in Deutschland gelebt, das Land ist langsam zu meiner zweiten Heimat geworden. Deutscher zu sein, bedeutet aber auch, dass ich mir das Land nicht nur in seiner bewunderten Gegenwart zu eigen mache, sondern auch mit seiner Vergangenheit. Ich werde zum Tiefpunkt deutscher, ja europäischer Geschichte fahren, nach Auschwitz, das ja, wie wir seit Bundespräsident Delamuraz wissen, nicht in der Schweiz liegt.

Tim Guldemann ist Diplomat und SP-Politiker. Er war von 2010 bis 2015 Schweizer Botschafter in Berlin.

# Mein Leben als Ungeimpfte

Nie zuvor habe ich mich mit meiner Meinung derart aussätzig gefühlt wie jetzt.



Als Corona Fahrt aufnahm, gab es einen Satz, der nahezu in jeder öffentlichen Debatte fiel. Es war die Prophezeiung, dass unsere Welt nie wieder «normal» sein werde, nie wieder wie zuvor. Mir ging die Aussage nicht mehr aus dem Kopf. Und auch wenn ich mir damals nicht annähernd hätte ausmalen können, wo wir heute in Deutschland stehen, löste der Gedanke daran mehr Angst aus, als es die Krankheit je hätte tun können.

Für mich war klar, dass sich die düstere Aussicht nicht auf die Gefahr durch Corona bezog oder dass wir alle für immer im Lockdown festsitzen. Sondern auf das, was das Virus mit uns als Menschen machen würde.

Heute ist meine Angst einer konkreten Realität gewichen: Wenn ich sehe, dass wir seit einer Woche über den Impfstatus eines Fussballers sprechen, dass sich ein Nationalspieler aufgrund von fehlenden Langzeitstudien nicht impfen lassen möchte, dann merke ich, andert-halb Jahre Pandemie haben das letzte Fünkchen Sinn für Freiheit und Selbstbestimmung aus den Köpfen gefegt.

Dabei habe ich in den sechs Jahren, in denen ich mich mit meiner Meinung exponiere, schon allerhand Debatten erlebt. Die meisten hätten nicht angegangen werden dürfen, bekam ich jeweils zu hören, weil sie «bösen» Kräften in die Hände spielen würden, im Zweifelsfall der AfD – die Asyl- und Migrationsdiskussion etwa, weil ich da den kulturell bereichernden Faktor des Islams in Frage stellte.

Ich habe mir die Finger wund geschrieben, welche polarisierende Wirkung die ständige Tabuisierung und Verunglimpfung Anders-

denkender hat, nur damit wir heute an einem Punkt stehen, an dem man konstatieren muss: Das Meinungsklima ist schlimmer, als es zu Beginn der Flüchtlingskrise zu erahnen war.

Ich hatte nie ein Problem, für meine Überzeugungen einzustehen. Dennoch habe ich mich in all den Jahren, in denen ich sagte, was ich denke, niemals derart aussätzig gefühlt, wie ich das aktuell als Ungeimpfte tue.

Es ist das eine, von linken Ideologen als Rassist verunglimpft zu werden. Die Mehrheit der Bürger, mit denen man täglich spricht, räumt ein, dass sie nicht anders denkt. Etwas anderes ist es, wenn die Gesellschaft mittlerweile so verunsichert ist, dass man als Ungeimpfter

## *Bist du mein Feind oder mein Freund? Gutmensch oder Nazi? Geimpfter oder Querdenker?*

sofort zum Corona-Leugner avanciert und über politische Grenzen hinweg mit Argwohn beäugt wird. Wenn der blosser Kampf um Freiheit und Grundrechte zum Verdachtsmoment verkommt, weiss man, der Liberalismus ist längst einen unsanften Tod gestorben.

«Freiheit stirbt immer zentimeterweise», sagte einst Karl-Hermann Flach. Und so ist Corona sicherlich nicht als *das* singuläre Ereignis zu betrachten, das dem Freiheitsgedanken und der Selbstbestimmung den Garaus gemacht hat. Es ist lediglich das Ende einer Entwicklung, vor der ich in vielen Texten gewarnt habe, die mir jedoch erst jetzt, wo die subtile

Einschränkung von Meinungen und Denkweisen zu ganz realen, staatlich verordneten Ausschlüssen führt, so richtig gewahr wird.

Nein, für Geimpfte geht es schon lange nicht mehr um die Angst vor der Krankheit, wenn ich als Ungeimpfte ein Risiko für mich trage. Es ist auch wenig glaubwürdig, wenn nun ausgerechnet jene einen gesellschaftlichen Zusammenhalt beschwören, die ihn zuvor zerstört haben.

Nein, es geht schlicht und ergreifend darum, eine finale Lösung zum gesellschaftlichen Ausschluss jener gefunden zu haben, die einem aufgrund abweichender Meinungen ein Dorn im Auge sind. Es geht um dieselben politischen Fronten wie bei allen anderen Themen auch und um die Entscheidung, in welchen Schützengraben man sich als Bürger legt.

Bist du mein Feind oder mein Freund? Gutmensch oder Nazi? Geimpfter oder Querdenker? Allein der Versuch, sich dieser Zuordnung zu entziehen, wird als Affront gewertet. Die liberale Gesellschaft ist tot. Nicht Corona hat sie getötet, sondern das Versäumnis, dieser Form von Cancel-Culture und völlig vergifteter Debattenkultur frühzeitig entgegenzutreten.

Wir sind an einem Punkt, an dem das Private nicht länger privat ist. An dem die individuelle Selbstbestimmung dem Kollektiv, dem vermeintlichen Gemeinwohl untergeordnet wird. Das Schockierendste ist, dass es niemanden wirklich schockiert. Dass die Angst vor der sozialen Ausgrenzung für viele grösser ist als die vor dem Verlust von Freiheit und Selbstbestimmung.



Man könnte auch von Grössenwahn sprechen: Propagandabild von Xi.

## Der Mann, der China schwächt

Staatschef Xi Jinping ist heute der mächtigste Mann der Welt. In seinem Kontrollwahn zerschlägt er gerade all das, was China in den letzten Jahrzehnten stark gemacht hat.

*Stefan Aust und Adrian Geiges*

**X**i Jinping – der mächtigste Mann der Welt» heisst der Titel des neuen Buches, das wir gemeinsam über den Chef der Kommunistischen Partei und Staatspräsidenten Chinas geschrieben haben. Und jetzt sagen wir: «Xi Jinping schwächt China.» Was sich wie ein Widerspruch anhört, ist keiner – wie wir hier im Folgenden nun darlegen.

Chinesen lieben es blumig, und so spricht Xi Jinping gern von den «zweimal hundert Jahren». Die ersten wurden gerade abgeschlossen: hundert Jahre Kommunistische Partei Chinas. Bis dahin wollte Chinas Partei- und Staatschef, so lautet die Formel, «eine Gesellschaft mit bescheidenem Wohlstand» erreicht haben – ein Ziel, das weitgehend geglückt ist. Die Weltbank bestätigt: «Mehr als 850 Millionen Menschen wurden aus der Armut befreit.» Zum hundertjährigen Bestehen der Volksrepublik China 2049 soll das Land dann die führende Macht der Erde sein.

Per se ist das ein realistisches Ziel, denn über weite Strecken der Menschheitsgeschichte war China bereits ein Spitzenreiter. Noch im Jahr 1820 erwirtschaftete China ein Drittel des gesamten Bruttoinlandsprodukts der Welt. Bereits 800 Jahre vor Gutenberg hatten die Chinesen Bücher gedruckt. 1300 Jahre vor den Europäern

stellten sie Stahl her. Sie erfanden das Papier, das Porzellan, das Schiesspulver und den Kompass. Verständlich ist also der Wunsch nach einer «grossen Renaissance der chinesischen Nation», so eine weitere Lieblingsformel von Xi Jinping. Es fragt sich nur: Ist er die richtige Person, um sie zu erreichen?

### Weder Revolutionär noch Reformier

Die chinesische Propaganda stellt ihn jetzt in eine Reihe mit Mao Zedong, dem Anführer der Revolution und Gründer der Volksrepublik, und mit Deng Xiaoping, der das Land reformiert und zum Ausland geöffnet hat. Doch anders als die beiden ist Xi nicht mit einer grossen Vision und aus eigener Kraft an die Macht gekommen. Geboren wurde er am 15. Juni 1953 in Peking, in privilegierten Verhältnissen.

Sein Vater Xi Zhongxun war damals stellvertretender Premierminister, seine Mutter Qi Xin Dozentin an der Zentralen Parteihochschule. Der Vater fiel dann in Ungnade, wurde unter Hausarrest gestellt und musste später ins Gefängnis. Als 1966 die «Grosse Proletarische Kulturrevolution» beginnt, wird auch der Sohn ein Opfer der Wirren, wie Millionen andere auch. Auch er wird gedemütigt, gefoltert und kurzzeitig eingesperrt. Wie alle Jugendlichen

aus den Grosstädten damals wird er aufs Land verbannt, muss in einer Höhle leben.

Doch Xi Jinping ist weder ein Revolutionär noch ein Reformier. Er zieht nicht die Konsequenz, sich gegen das Unrecht zu erheben. Sondern die Konsequenz, sich anzupassen. «Da sein Vater während der Kulturrevolution wirklich grausam behandelt wurde, schwört sein Sohn, niemals wie er zu werden», sagt der chinesische Schriftsteller Yu Jie. «Er nimmt sich Mao Zedong zum Vorbild, denn er will nicht dasselbe Schicksal erleiden wie sein Vater.» Und auch nicht wie seine ältere Halbschwester Xi Heping, die sich infolge der Demütigungen während der Kulturrevolution das Leben nimmt.

«Er beschloss zu überleben, indem er roter als rot wurde», heisst es später in einem Dossier der US-Botschaft in Peking über ihn. Er stellt einen Aufnahmeantrag für die Kommunistische Partei, wird aber abgelehnt, wohl auch, weil sein Vater als «Abweichler» verurteilt ist. Statt aufzugeben, versucht er es immer wieder, insgesamt zehnmal – bis er schliesslich 1973 aufgenommen wird.

### Kaum Freisprüche

Entsprechend brav verläuft seine weitere Karriere: Parteisekretär in einem ländlichen Kreis,

stellvertretender Bürgermeister einer Stadt, Parteichef einer Provinz, Parteichef von Schanghai, Vizepräsident. Als er 2012 Generalsekretär der KP und 2013 auch noch Staatspräsident wird, weiss keiner, wofür er steht. Denn bisher hat er immer nur die jeweils aktuelle Parteilinie vertreten. Der einzige Farbtupfer: Er ist verheiratet mit Peng Liyuan, der bekanntesten Volksängerin Chinas, die lange vor ihm berühmt war.

Bevor er an die Spitze gelangte, war seine «Vision», an die Macht zu kommen. Jetzt ist seine «Vision», diese Macht zu erhalten und auszubauen. Er startet mit einer Kampagne gegen die Korruption. Die ist ein reales Problem in China, aber er nutzt sie vor allem, um tatsächliche und potenzielle Gegner auszuschalten. «Ein Freund von mir, er war stellvertretender Parteisekretär von Chongqing, ist bei einem Treffen des Zentralkomitees im Oktober 2019 aus dem Hochhaus gesprungen und war natürlich tot, vermutlich vor den Augen von Xi Jinping», erzählte uns Jörg Wuttke, Präsident der Europäischen Handelskammer in China. «Viele Leute sind in letzter Zeit einfach verschwunden. Wir erleben hier eine richtige Vendetta.»

Seit 2012 wurden 1,5 Millionen chinesische Funktionäre bestraft, darunter sieben aus der obersten Führungsriege (also Mitglieder des Politbüros und Minister) sowie zwei Dutzend

hohe Generäle. Zwei führende Funktionäre wurden zum Tod verurteilt. Eine Antikorruptionskampagne mit rigiden Massnahmen gegen Bestechlichkeit und Amtsmissbrauch macht Xi Jinping in China populär als einen «harten Mann», der endlich aufräumt. Wer aber wirklich schuldig ist, lässt sich kaum nachprüfen. Denn

### *Der Wiederaufstieg Chinas begann 1978, mit der Reform und Öffnung unter Deng Xiaoping.*

es handelt sich nicht um rechtsstaatliche Prozesse: Die Verurteilungsquote in chinesischen Strafverfahren liegt bei weit über 99 Prozent – es gibt so gut wie keine Freisprüche.

Xi Jinping genießt in der chinesischen Bevölkerung nach wie vor grosse Unterstützung, weil sich ihr Wohlstand in den letzten Jahrzehnten vervielfacht hat. Xis Geschichte vom «chinesischen Traum» hat allerdings einen Schönheitsfehler: Der wirtschaftliche Wiederaufstieg Chinas begann nicht mit dem Sieg der Kommunisten und der Gründung der Volksrepublik 1949, sondern 1978, mit der Reform und Öffnung unter Deng Xiaoping. Er führte das Land aus der internationalen Isolierung. Gleichzeitig zog sich die Kommunistische Par-

tei zunehmend aus der Wirtschaft und dem Privatleben der Menschen zurück. Die Chinesen konnten ihre Geschäftstüchtigkeit, ihren Fleiss und ihren Lerneifer, beruhend auf jahrtausendealten konfuzianischen Traditionen, ungehindert entfalten.

### **Wer Xi kritisiert**

Mit dem Reichtum, den das Land so anhäuften, sieht sich Xi Jinping in einer starken Position. Man könnte auch von Grössenwahn sprechen. Tatsächlich ist Xi Jinping heute der mächtigste Mann der Welt. Wenn es nach dem kaufkraftbereinigten Bruttoinlandsprodukt geht, hat China bereits 2014 die USA überholt. Anders als der amerikanische Präsident muss Xi keine Kompromisse mit zwei Kongresskammern schliessen, Gerichte können seine Entscheidungen nicht aufheben. Mittlerweile sind die «Xi-Jinping-Gedanken» sogar in die chinesische Verfassung aufgenommen, damit ist auch juristisch klar: Wer Xi kritisiert, verletzt das Gesetz.

Der Personenkult um ihn hat okkulte Formen angenommen, etwa in der Jiangxi-Provinz, wo relativ viele Christen leben: In der Stadt Ji'an musste eine katholische Kirche das Bild der Jungfrau Maria durch ein Porträt von Xi Jinping ersetzen. Im Landkreis Yugan



*Bindella*  
la vita è bella

**Sangiovese, Cabernet Sauvignon und Syrah.  
Vereinen auf höchster Oktave.  
Heim- und Fernweh.  
Vorzüglich.  
Zu saftigem rotem Fleisch.**



Jetzt bestellen: [bindella.ch](http://bindella.ch)

for a better wine world

COMPAGNIE FRANÇAISE ACCORDING TO EUV REGULATION NO. 1308/2013





**Grosses Vorbild:**  
Mao Zedong, etwa 1955.



**Gedemütigt, gefoltert, eingesperrt:**  
Xi (l.) mit Bruder und Vater, 1958.



**Weg aus der Isolation:**  
Deng Xiaoping, 1978.

zwangen die Behörden 600 Dorfbewohner, statt der Jesusbilder in ihren Häusern Fotos von Xi aufzuhängen.

### Xi-Jinping-Kunde als Schulfach

Doch in seinem Grössen- und Kontrollwahn zerschlägt Xi Jinping gerade all das, was China in den letzten Jahrzehnten stark gemacht hat. Erfolgreiche Internet-Unternehmer wie Jack Ma, bis vor kurzem noch das Idol der chinesischen Jugend, werden drangsaliert und dürfen nicht mehr öffentlich auftreten. An Shanghais Grundschulen wurde Xi-Jinping-Kunde als Schulfach eingeführt und dafür Englisch-Unterricht gestrichen, dabei erfordert Handel in der Globalisierung Fremdsprachenkenntnisse.

In den letzten Jahrzehnten galt: Wer sich aus der Politik raushielt, konnte ein gutes Leben führen. Das ist nicht mehr so, jetzt greift der Staat wieder in totalitärer Manier in den Alltag ein. Populäre Boygroups werden verboten, weil ihre Sänger angeblich zu weiblich aussehen. Der Staat legt fest, wie viele Stunden pro Woche Kinder im Internet spielen dürfen.

Wie Xi Jinping Eigentore für China schießt, haben wir gerade am eigenen Leib erfahren. Unser Buch sollten wir auch bei Konfuzius-Instituten vorstellen, die jeweils in Kooperation von einer chinesischen mit einer ausländischen Hochschule getragen werden. In Deutschland gibt es siebzehn davon, in der Schweiz noch eins in Genf, das in Basel wurde 2020 geschlossen. Diese Kulturinstitute sind wegen des Einflusses der chinesischen Regierung umstritten. Doch wir haben keine Berührungängste und willigen gerne ein, als uns das Leibniz-Konfuzius-Institut Hannover und das Konfuzius-Institut Metropole Ruhr einladen, unser Buch bei einer Online-Veranstaltung vorzustellen.

Die Konfuzius-Institute kündigten die Veranstaltung an, mussten sie aber wenige Tage

vor dem Termin absagen, obwohl sich schon mehr als fünfzig Interessenten registriert hatten. Auf der Website blieb der Link erhalten, aber mit dem Hinweis «Oops! That page can't be found», wie man das von der Internetsensur innerhalb Chinas kennt. In Hannover hatte die Tongji-Universität Shanghai interveniert, die das Institut gemeinsam mit der Leibniz-Universität betreibt. In Duisburg hatte sich der Generalkonsul Chinas in Düsseldorf, Feng Haiyang, persönlich eingeschaltet,

*«Über Xi Jinping kann man nicht mehr als normalen Menschen reden, er soll jetzt unantastbar sein.»*

um die Veranstaltung zu verhindern. Eine Mitarbeiterin der Konfuzius-Institute fasste die Begründung uns gegenüber so zusammen: «Über Xi Jinping kann man nicht mehr als normalen Menschen reden, er soll jetzt unantastbar sein und unbesprechbar.»

China hat sich wieder von der Welt abgeschottet wie seit der Kulturrevolution 1966 bis 1976 nicht mehr. Visa werden nur noch in Ausnahmefällen erteilt. Reisende müssen mehrere Wochen in Quarantäne, was Geschäftsbesuche ebenso unmöglich macht wie Tourismus. Offizielle Begründung dafür ist Corona, doch es liegt nahe, dass Xi Jinping hier einfach nur einen Vorwand gefunden hat. Offen spricht er davon, China müsse autark werden.

All das wird China mittel- bis langfristig schwächen. Die freie Welt sollte das nicht beruhigen, im Gegenteil. Denn wirtschaftliche Probleme werden Xi Jinping in die Versuchung führen, die Aggression nach aussen zu lenken und den Nationalismus weiter anzuhetzen. Gefährlichster Punkt ist hier Taiwan. Seit dem Ende des chinesischen Bürgerkriegs 1949 ver-

künden chinesische Führer in Festtagsreden, sie wollten die Insel «heim ins Reich» holen.

Doch Xi Jinping ist der erste, der das noch zu seinen Lebzeiten erreichen will. Eine friedliche Vereinigung scheidet aus, da Xi in Hongkong das Modell «Ein Land, zwei Systeme» zerschlagen hat, seither glaubt ihm in Taiwan keiner mehr. Nach dem Abzug der USA aus Afghanistan funktioniert das Gleichgewicht des Schreckens nicht mehr – viele in China glauben, die USA würden Taiwan genauso fallen lassen.

### Machtfaktor PC-Chips

Auch hat Xi Jinping ein wirtschaftliches Motiv für eine Invasion: Genauso wie dem Westen mangelt es China an Computer-Chips. Der grösste Auftragsfertiger dafür weltweit ist der Konzern Taiwan Semiconductor Manufacturing (TSMC). Hätte Xi ihn in der Hand, wären seine eigenen Chip-Probleme gelöst und die Welt in noch viel grösserer Abhängigkeit von China als bisher. Man mag entgegenn, dass die kreativen Leute nach einer Invasion aus Taiwan fliehen würden. Doch wer sagt, dass Diktatoren rational denken? Und in seiner Umgebung traut sich keiner mehr, Xi Jinping zu widersprechen – eine weitere Schwäche.

Stefan Aust / Adrian Geiges:  
Xi Jinping – der mächtigste Mann der Welt.  
288 S., Fr. 32.90. Piper

Stefan Aust, geboren 1946, ist einer der bekanntesten Journalisten Deutschlands. Sein Buch «Der Baader-Meinhof-Komplex» gilt als Klassiker. Er gründete Spiegel TV und Spiegel-Chefredaktor. Heute ist er Herausgeber der Welt. Aust gehört weltweit zu den wenigen Journalisten, die ein chinesisches Staatsoberhaupt interviewt haben.

Adrian Geiges, 1960 in Basel geboren, wuchs in Deutschland als Sohn einer Schweizer Mutter und eines deutschen Vaters auf. Er war TV-Korrespondent in Moskau, Hongkong, New York und Rio de Janeiro. In Shanghai leitete er die Tochterfirma eines deutschen Grosskonzerns. Dann war er Peking-Korrespondent des Sterns. Er hat Chinesisch studiert und ist mit einer Chinesin verheiratet.



# Revolutionär der Emanzipation

Vor 70 Jahren schuf der Mexikaner Luis Miramontes die Grundlage für die Antibabypille. Unverhofft leitete der Vater von zehn Kindern die Revolution in der Empfängnisverhütung ein.

Pierre Heumann

**A**ls Luis Ernesto Miramontes in seinem Labor an einem neuen Molekül experimentiert, ahnt er noch nicht, dass sein Resultat eines Tages als eines der «sieben Wunder der Moderne» (*Economist*) in die Geschichte eingehen wird. Der 26-jährige Chemiker, der bei der Pharmafirma Syntex SA in Mexiko-City seine Bachelorarbeit schreibt, ist in der Forschung zwar noch ein Greenhorn. Aber im Oktober 1951 gelingt ihm der grosse Wurf. Er stellt das erste synthetisch hergestellte orale Verhütungsmittel her, das bald eine sexuelle Revolution einleiten sollte.

Eigentlich hatte Miramontes bei seinen Experimenten mit dem Rohmaterial, der giftigen Blütenpflanze Barbasco, nach dem Gegenteil gesucht: nach einem synthetisierten Molekül, das zur Erhöhung der Fruchtbarkeit beiträgt und die Gefahr von Fehlgeburten reduziert, indem es die schmerzhafte Injektion von Progesteron ersetzt. Er habe gewusst, meint er viele Jahre später in einem Interview, dass die synthetisierte Substanz oral aktiv sein würde – «aber an die Pille hatte ich dabei nicht gedacht». Ein ganzes Jahr lang habe er keine Ahnung gehabt, was er fabriziert habe. Erst ein Artikel in einer Fachzeitschrift für Chemie klärte ihn darüber auf. «Der Forscher weiss in seinem Eifer, die Wahrheit zu entdecken, zu Beginn seiner Arbeit oft nicht, was er findet», meinte er später.

## Molekül aus der Kletterpflanze

Nur wenige wissen heute, dass Miramontes – zusammen mit seinen Doktorvätern Carl Djerassi und Georg Rosenkranz – vor genau siebzig Jahren im Labor das Molekül herstellte, das die «Pille» ermöglichte. Grundlage seiner Entdeckung war die Entwicklung von Norethindron, einem Molekül, das aus einer wilden mexikanischen Yamswurzel gewonnen wurde. Die Kletterpflanze war damals der Rohstoff, mit dem Syntex die globalen Märkte mit preiswerten Hormonen zur Behandlung von Krankheiten belieferte.

Doch vier Jahre nach dem erfolgreichen Experiment des Mexikaners setzte die ameri-



«Der Forscher weiss zu Beginn seiner Arbeit oft nicht, was er findet»: Chemiker Miramontes.

kanische Pharmafirma Searle, die heute zu Pfizer gehört, auf eine andere, leicht abweichende Molekularformel. Dieser Entscheid hatte zur Folge, dass fortan die USA – und nicht Mexiko – als Geburtsort der Pille gefeiert wurden, die in den Jahren der Studentenrevolte 1968 als Teil der sexuellen Befreiung galt. Denn das Produkt von Searle wurde schneller vermarktet als dasjenige von Syntex.

Sexualwissenschaftler priesen die «amerikanische» Antibabypille als «Fortschritt bei der Geburtenverhütung», Alice Schwarzer bezeichnete die Kapsel gar als «Meilenstein in der Geschichte der Emanzipation der Frauen». Im Rückblick könne man der Pille die Kraft zuschreiben, Mann und Frau erstmals richtige Partnerschaften ermöglicht zu haben, schrieb 1993 der *Economist*.

Doch das Ehepaar Miramontes machte von der Pille keinen Gebrauch: Es hatte zehn Kinder. Was vielleicht auch mit der Drohung des Priesters gegenüber der Ehefrau des Chemikers zusammenhing, sie zu exkommunizieren, falls sie verhüten würde. Der Einfluss der katholischen Kirche in den 1960er Jahren könne nicht überschätzt werden, meint die Harvard-Wissenschaftshistorikerin Gabriela Soto Laveaga. Miramontes griff den gesellschaftlichen Konflikt zwar auf, ohne aber selbst Stellung zu beziehen. Die Pille habe

in einigen Sektoren der Gesellschaft tief-schürfende, ernsthafte moralische Fragen aufgeworfen und in anderen zu stumpfen, reaktionären Haltungen geführt, schrieb der Chemiker später.

## Ruhm blieb ihm versagt

Obwohl er das neue Molekül hergestellt hatte, erhielt Miramontes dafür nur wenig Anerkennung, sagt Soto Laveaga, die sich auf Lateinamerika spezialisiert hat. In seiner Heimat fielen die Ehrungen für seine über drei Dutzend nationalen und internationalen Patente bescheiden aus. Er erhielt wohl 1986 eine Auszeichnung für sein erfolgreiches Experiment, und 1992 wurde ein Spital in Tepic, der Hauptstadt des Bundesstaates Nayarit, nach ihm benannt. Aber der ihm zustehende Ruhm blieb ihm versagt.

Zwar führte das US-amerikanische Patentamt seinen Namen im Jahre 1964 auf der Liste der vierzig wichtigsten Patente der letzten zwei Jahrhunderte – zusammen mit Thomas Edison, Louis Pasteur und den Gebrüdern Orville und Wilbur Wright. Doch als Miramontes im Jahr 2004 starb, wussten die Zeitungen nicht, wer er war. Die Nachricht von seinem Tod, sagt Soto Laveaga, verbreitete sich so langsam, dass die American Chemical Society zwei Jahre brauchte, um einen Nachruf zu veröffentlichen.

# Orbán's rechte Hand

Ungarns Staatssekretär Balázs Orbán erklärt, wie sein Land dafür sorgt, dass weniger illegale Migranten nach Mitteleuropa kommen.

Marcel Odermatt

Ungarn gehört neben Polen zu den beiden Ländern, die von der politischen Elite am liebsten kritisiert und gemassregelt werden. Die Vizepräsidentin des EU-Parlaments, Katarina Barley (SPD), sagte diese Woche zur *Welt*: «Die Rechtspopulisten um Orbán und Polens PiS sind die grössten Nutzniesser europäischer Gelder. Gleichzeitig haben sie für die europäischen Werte nur Verachtung übrig.» Logischerweise wollen hierzulande die Politiker bei diesem notorischen Bashing nicht abseitsstehen. Unvergessen der Eclat, als der ungarische Parlamentspräsident László Kövér das Bundeshaus besuchte und Linke und Grüne den Ratssaal demonstrativ verliessen.

Die zwei osteuropäischen Staaten als notorische Finsterlinge der europäischen Politik? Das Gegenteil ist der Fall, wie ein Gespräch der *Weltwoche* mit dem ungarischen Staatssekretär Balázs Orbán zeigt. Länder wie die Schweiz müssen für die Rolle eigentlich dankbar sein, die das Land beispielsweise in der Flüchtlingspolitik des Kontinents einnimmt.

## Vorwürfe aus Deutschland

So kommt Ungarn eine entscheidende Aufgabe bei der Abwehr der rechtswidrigen Migration zu. «2021 registrierte unser Land bis Ende Oktober mehr als 91 000 versuchte illegale Grenzübertritte, fast dreimal so viel wie im Vorjahr. 2021 gab es sogar solche Tage, an denen die ungarischen Behörden mehr als 4000 Migranten daran gehindert haben, die Grenze illegal zu übertreten. Auf der Balkanroute halten sich immer noch Hunderttausende von Migranten auf. Wir befürchten, dass ihre Anzahl nach dem Abzug der westlichen Truppen aus Afghanistan dramatisch steigen wird», sagt Balázs Orbán. «Entscheidend ist dabei das Vorhaben, dass wir die massenhafte Migration tatsächlich aufhalten können», so der Berater von Regierungschef Viktor Orbán.

Der osteuropäische Staat steht bei der Bekämpfung der irregulären Einwanderung in Europa an vorderster Front. Ungarn hat unter anderem Grenzen mit den Nicht-EU-Ländern Ukraine und Serbien; das nur sechzig Kilo-

meter von der ungarischen Grenze entfernte Bosnien-Herzegowina ist ebenfalls von grosser Wichtigkeit. Im September 2015 schloss die Führung unter Ministerpräsident Orbán die Grenze zu Serbien und sorgte dafür, dass die Balkanroute via sein Land geschlossen wurde. Wenig später zogen die Magyaren auch einen Zaun an der kroatischen Grenze hoch. Balázs Orbán: «Ungarn war der erste EU-Mitgliedstaat,



Standhaft: Spitzenfunktionär Orbán.

der die massenhafte Migration auch als Sicherheitsbedrohung betrachtete.»

An der konsequenten Migrationspolitik will die Orbán-Regierung unbedingt festhalten. «Ungarn besteht auf seinem völkerrechtlich verbrieften Recht, selber zu entscheiden, wer in unser Land einwandern darf und wer nicht», erklärt Balázs Orbán. In diesem Bereich sei man zu keinen Konzessionen bereit. Er glaubt auch, dass Ungarn gut auf eine weitere mögliche Flüchtlingskrise vorbereitet ist: «Unsere Grenzen werden engmaschig kontrolliert, wir überwachen die Aussengrenze der Europäischen Union mit allen uns zur Verfügung stehenden Möglichkeiten.»

Westeuropäische Länder – vor allem Deutschland – versuchen Ungarn wegen seiner Flüchtlingspolitik in die Mangel zu nehmen. Der Europäische Gerichtshof bezeichnete Ungarns Rückschiebungen von Migranten nach Ser-

bien als rechtswidrig. Solche Vorwürfe perlen am ungarischen Spitzenfunktionär ab: «Mein Land hat im 20. Jahrhundert eine kommunistische Diktatur überstanden. Sowjetische Panzer wurden gegen die eigene Bevölkerung eingesetzt. Wir wurden sozusagen dazu geimpft, gegen Druck von aussen standhaft zu bleiben und für unsere Überzeugungen einzustehen.»

## «Wir sind auf Kurs»

Hier sieht der hohe Beamte den entscheidenden Unterschied zu den westlichen Staaten des Kontinents. Während sich auch in der Schweiz der Multikulturalismus und eine «Anything goes»-Mentalität breitgemacht haben, opponiert die Regierung von Orbán gegen diesen Kurs: «Wir respektieren selbstverständlich, dass andere Staaten einen anderen Weg gehen. Wir sehen aber auch die gesellschaftlichen Spannungen, welche die Migration in den letzten Jahrzehnten verursacht hat. Deswegen lehnen wir diesen linken und liberalen Mainstream ab. Die Führung Ungarns will die nationalen Interessen, die patriotische Haltung und das christliche Erbe bewahren.» Es sei ihm bewusst, dass sein Land für diese Haltung weiter bedrängt würde, man werde aber von diesen Positionen unter keinen Umständen abweichen. «Dafür wurde unsere Regierung vom Volk gewählt.»

Dankbar ist man in Ungarn über die Kohäsionsgelder aus der Schweiz. Dabei sei wichtig, dass die Eidgenossenschaft einen anderen Weg verfolge als Norwegen. «Die Mittel aus der Schweiz wurden vor allem für humanitäre Zwecke, für die erfolgreiche Integration benachteiligter Bevölkerungsgruppen wie etwa der Roma in Nordungarn, eingesetzt. Norwegen dagegen benützt die Beiträge, um NGOs zu unterstützen, die gegen unsere Regierung mobil machen. Das ist nicht akzeptabel», sagt der Staatssekretär. Grundsätzlich sei es aber so, dass Ungarn immer weniger auf Hilfeleistungen angewiesen sei. «Unsere Wirtschaft hat sich in den letzten Jahren hervorragend entwickelt. Wir sind auf Kurs und hoffen, dass wir solche Unterstützungen schon bald gar nicht mehr brauchen und sogar Nettozahler der EU werden.»

# Schnapsidee Medienförderung

Jede Branche hat ihre Problemzonen und muss ohne staatliche Hilfgelder Qualität abliefern.



Mit der geplanten Förderung der Schweizer Medien sollen Verlagsunternehmen mit bis zu 150 Millionen Franken pro Jahr mehr ausgestattet und neu auch Online-Medien gefördert werden. Die Fragen seien deshalb erlaubt: Womit demonstrieren Verlage heute eigentlich ihre Unentbehrlichkeit? Wann haben sie die Öffentlichkeit das letzte Mal durch bedeutende Enthüllungsgeschichten verblüfft?

Während der Corona-Krise, als sich die meisten Medien hingebungsvoll als unkritisches Regierungssprachrohr präsentierten, kann es nicht gewesen sein. Auch sonst sind Nachrichten häufig einfach Agenturmeldungen, die von den Journalisten übernommen und lesertauglich aufbereitet werden. Der Rest präsentiert sich als grosses Bouquet von Meinungen mit breitem Farbspektrum von Rot bis Grün; die Journalisten, ausser ein paar wenigen Querulanten, sind sich meist einig. Das Resultat auf Kultur- und Gesellschaftsseiten, salopp gesagt: 300 Artikel, warum Gendern wichtig ist, 500 Artikel über männliche Dominanz, tausend Artikel, warum Frauen gefördert werden müssen.

Die Schweizer Grossverleger, die laut Branchenkennern am meisten von der Staatshilfe profitieren würden, frohlocken natürlich. Vielleicht sollte man bedenken, warum sie sich überhaupt vor dem Subventionenbuffet drängen. In den goldenen Zeiten des Inserategeschäfts haben vor allem die grossen Medienhäuser nicht mehr gewusst, wohin mit dem Geld. Sie haben sich Paläste geleistet an bester Lage, gigantische Redaktionsbüros, hohe Löhne. In anderen Branchen hat man sich die Augen gerieben. Nun ist ihr altes Print-Geschäftsmodell passé, und die digitalen Angebote sind finanziell (noch) nicht einträglich.

Ein Problem, das zu lösen die Verleger dazu motivieren könnte, besseren oder mehr eige-

nen Journalismus zu betreiben (anstatt im Ausland Beiträge einzukaufen). Oder den Betrieb zu reorganisieren: Löhne wie früher und die teils immer noch hohe Anzahl Mitarbeiter sind möglicherweise nicht mehr realistisch. Statt mit zeitgemässen Veränderungen zukunftsfit und autonom zu bleiben, hängt die Überzeugung in den Chefbüros wie abgestandener Rauch: Wir verdienen nicht mehr so viel wie früher, jemand soll das bitte kompensieren.

Abstrud scheint die staatliche Medienförderung auch, wenn man etwa bedenkt, wie viele Personen sich in einem Grossverlag um die Veröffentlichung eines Artikels bemühen: Der Journalist schreibt den Text, der Lektor korrigiert, was er schreibt, der Produzent kontrolliert, was er schreibt, der Fotograf schießt das Bild, der Bildredaktor sucht es aus, der Layouter setzt es um, der Web-Administrator pflegt den Artikel in die Website ein, der Mitarbeiter «Social» postet das Werk in den sozialen Medien. Hinzu kommt noch der Ressortleiter, der seine Bedenken hat, Nachrichtenchef und Tagesleiter geben ihren Senf dazu, der Blattmacher furcht die Stirn, der Chefredaktorstellvertreter winkt alles durch. Das ist etwa so, als würde ein Maurer sagen: Ich brauche jemanden, der mir die Kelle hält, jemanden, der den Zement mischt, einen, der mir den Schweiß vom Gesicht wischt, und ich überlege dann, wo ich den Stein setze.

Ich arbeite seit über 22 Jahren als Selbständige im Mediengeschäft und weiss, man muss sich ständig neu erfinden, riskieren, sich der Zeit angepasste Konzepte ausdenken und dazulernen. Meine Youtube-Videos *scripte*, filme und cutte ich selbst, ebenso die Parodien, ich kreierte auch die Thumbnails. Damit will ich nicht angeben, viele Youtuber arbeiten so. Was ich sagen will: Die Behäbigkeit der Gross-

verlage ist unter anderem ein Grund für das rasche Wachstum der alternativen Medienplattformen. Und da regelt der Markt knallhart: Wer beim Zuschauer gut ankommt, wird mit Abonnenten, Werbedeals und Beiträgen privater Gönner belohnt. Für die anderen ist es halt finanziell nicht einträglich.

Nun kann man in Zeiten von Fake News auf den Qualitätsjournalismus verweisen. Ja, er ist für eine Demokratie extrem wichtig. Nur ist es nicht so, als würde er stets funktionieren; Artikel in Qualitätszeitungen sind teils voller Fehler, Journalisten geben Texte ab, die grammatikalisch von Erstklässlern stammen könnten und bei denen man sich angesichts ihrer Berufswahl mehr als wundert – wobei, gut, Grammatik seit dem Gendern ja keine grosse Rolle mehr spielt –, und auch die grösste Dokumentations- und Rechercheabteilung der Welt hatte die erfundenen Inhalte von Claas Relotius nicht bemerkt.

Viele Menschen besitzen ein Zeitungsabo, bezahlen also dreifach: das Abo ihrer Wahl, die SRF-Gebühren und die indirekte Medienförderung, die es schon lange gibt. Die Zuschüsse weiter auszubauen, ist darum wirklich ein schlechter Witz.

Aus liberaler Sicht ist es einfach: Unabhängige Medien lassen sich nicht vom Staat subventionieren. Mehr Staatshilfe gewährleistet keine Qualität, aber sie verringert die Glaubwürdigkeit. Wer Lust hat, seinen Lieblingsgrossverleger zu unterstützen, aus Angst, sonst seine Zeitung zu verlieren, kann ihn ja aus eigener Tasche sponsern oder ein Abo abschliessen. Den Rest von uns möge man bitte mit solchen Flausen verschonen.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli

# Ehrenrettung der Trainerhose

Was für Baudelaire der schwarze Bankangestellten-Chic war, ist heute die Jogginghose: Sie widerspiegelt die gemütlich-tröstliche Bepolsterung der Gegenwart.

*Sarah Pines*

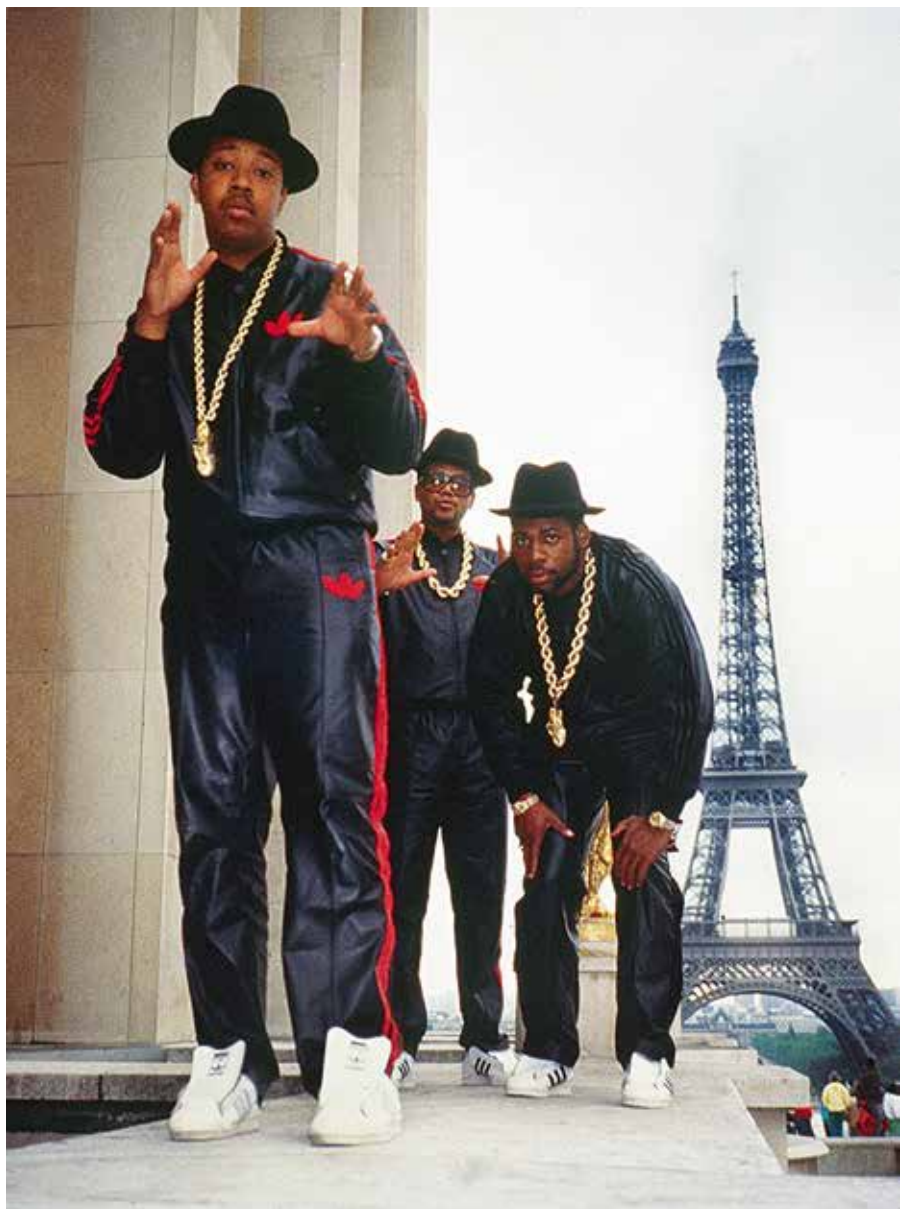
*New York*

Die Jogginghose suggeriert: Hier wird geflätzt und gegessen, rumliegend und mit dem Smartphone in der Hand geswipt, geschrappt, gegähnt und sich am Hinterkopf gekratzt. Karl Lagerfeld und der Komödiant Jerry Seinfeld hatten recht und auch unrecht, als sie sagten, wer Jogginghosen trage, habe die Kontrolle über sein Leben verloren. Die Jogginghose ist die postmachohaft Tragik alternder Wrestler und ausrangierter Rambos, die schon lange nicht mehr boxen gehen, sich ohnehin nie in olympische Welt-ranglisten geboxt, gerannt oder gedribbelt hätten. Nein, es ist nicht okay, überall Jogginghosen zu tragen, dennoch haben es diese spätestens mit Covid-Krise und Home-Office zu nie gekannter Grösse geschafft, sind, zusammen mit Yoga-Leggings, zum edlen Lebensstil-Accessoire geworden.

Die originäre Jogginghose ist zur Requisite verkommen, die einen Plot vorgaukelt, den es im Umfeld der Jogginghosen-tragenden meist nicht gibt: Sport und Bewegung. Als Hybrid aus Unterhose, Pyjama und funktionalem, Bewegungsfreiheit bietendem Stück Stoff, im amerikanischen Englisch *sweatpants* genannt, wurde sie in den frühen 1920er Jahren in Frankreich von der Firma Le Coq Sportif für Athleten entwickelt und fortan von Sportlern und Nasa-Astronauten getragen. Und tatsächlich gibt es ihn manchmal noch, den an der Innenseite aufgerauten, fast noppigen Stoff, der den Schweiß-austritt befördern, dann aufsaugen soll.

## Immer schöner, immer aufwendiger

Binnen weniger Jahrzehnte und sachte ausgelöst von der Rapper-Mode der späten achtziger Jahre, werden nicht nur mehr Jogginghosen getragen, sie werden auch immer schöner, aufwendiger und feiner hergestellt, als es die fad schieferfarbenen Kreationen von Nike und Adidas je waren. Die New Yorker Firma Suzie Kondi zum Beispiel verkauft Kaschmir-Trainingsanzüge für 1600 Dollar, es gibt sie bei Burberry, von Gucci, Givenchy und Bally. Jogginghosen werden längst



*Hybrid aus Unterhose, Pyjama und funktionalem Stoff: Rap-Gruppe Run-DMC.*

nicht mehr nur in Musikvideos getragen, auch nicht nur von Männern zwischen zwanzig und vierzig, sondern unisex und generationen-übergreifend. Es ist eine modische Erfolgsgeschichte sondergleichen, und es geht um nicht weniger als die Spiegelung des Zeit-

geistes in einem Fetzen Stoff, laut einem Bericht der USA Fabric Association von 2012 typischerweise mit einem Baumwollanteil von 95 Prozent und 5 Prozent Spandex.

Für den französischen Dichter Charles Baudelaire, der sich noch vor Entstehen der Mode-

welt mit dem auseinandersetzte, was in einer bestimmten Gegenwart als chic, angemessen und modern gelten kann, zeigte sich die Modernität einer Zeit im Essen, in der Musik, der Mode und dem Make-up. Mode war für Baudelaire unbedingter Ausdruck eines sich immer schon verflüchtigen Jetzt, aber mit alten, wiederkehrenden Formen darin. Diese Trends zu erkennen, in den hektischen Pariser Menschenmassen erspähen zu können, machte für Baudelaire den Künstlergeist seiner Zeit aus. Für Baudelaire war die Farbe Schwarz, der gegen Mitte des 19. Jahrhunderts von arbeitenden Pariser Männern getragene *habit noir*, der damals unverschämt neue Bankangestellten-Chic des bürgerlichen Mannes, der letzte Schrei. Schwarze, gerade und elegant anliegende Hosenbeine. Mode ist nicht nur trendige Aufschneiderei, sondern spie-

*Sie verdecken den Körper mehr, als dass er gezeigt oder ungünstig betont würde.*

gelt unser Verhältnis zur Welt, insbesondere zur Arbeit. In den 1940er Jahren etwa suggerierte eine «eckige» Frauenmode – ausladende Schulterpolster, schmale Taillen, breite Gürtel – den für neue, auch für Frauen zugängliche Arbeitswelten hartgewordenen, tüchtigen und elegant gewappneten Frauenkörper.

### Marie-Antoinettes Baumwollkleid

Und heute? 1783 malte die Hofmalerin Vigée Le Brun Marie-Antoinette im schlichten gräulich-weißen Kleid, unverziert, mit nichts als Strohhut und Blume in der Hand. Für die damalige Zeit eine Unerhörtheit und eine der Königin unziemliche Schlichtheit. Trotzdem setzte das Gemälde einen Trend: Das einfache Baumwollkleid wurde zum letzten Schrei und von Frauen aller Schichten getragen. Bis heute.

Der Jogginghose erging es ähnlich. Das einst Athleten, Rappern oder Oligarchen vorbehaltene Kleidungsstück wurde 2003 zum weiblichen Edel-Accessoire, als es von der Firma Juicy Couture bei dem In-Laden Fred Segal an der Melrose Avenue in L. A. zu haben war. Juicy Couture entwarf ab 2003 Velours-Jogginghosen und passende Kapuzenjackchen in knalligen Farben: Himbeer, Meerblau, Apfelgrün, Kussrot. Und alle trugen die Anzügelein, in denen man so aussah – zumindest war dies die Vorstellung –, als wäre man auf dem Weg vom Filmset zum Fitnessstudio und wieder zurück. Und eine Zeitlang wollten Frauen tragen, was Paris Hilton, Britney Spears, J. Lo und selbst die Playmates in Hugh Hefners Villa trugen (hier in zigfach Bunnyrosa Ausführung): die Jogginghose von Juicy, die betont weiblich anzuziehen war. Nicht bis über die Hüften hochgezurrte wie die *mom's*

*jeans*, sondern auf niedriger Hüfthöhe, idealerweise mit oben am Bund herausschauenden Tanga. *Cock-teaser* nannte man *Juicy-joggers* und die Frauen in ihnen gleichermaßen.

### Für Männer oder Frauen?

Es gibt kaum mehr klare Unterschiede zwischen Männer- und Frauenjogginghosen, wie zum Beispiel die schwarze Kappa-Hose mit weisser Aussenborte zeigt. Zusammen mit dem Abgang des Pin-ups und des Patriarchen, zusammen mit neuer Prüderie, veränderten, einander angepassten Geschlechterverhältnissen, ist auch die Jogginghose anders geworden. Zwar wird noch auf die richtige Aus- oder Einbuchtung im Schritt Wert gelegt, aber das war auch schon der Unterschied; es geht um Unisex und Nicht-Erotik. In den Sportabteilungen von Kaufhäusern ist auf den ersten Blick nicht unbedingt ersichtlich, ob Männer- oder Frauenjogginghosen aushängen. Die Haute Couture schneidert schon lange ähnliche Hosen für alle Geschlechter. Als Gangsterfetzen, Möchtegern-Fussballer-Outfit oder irgendwie halb softpornohaft übergeworfen, ist die Jogginghose längst obsolet. Ihr *comfort* ist allerdings geblieben.

Die edel-feine Jogginghose ist zum städtischen Lebensstil-Accessoire geworden und ersetzt harte, körperfeindliche Kleidung durch selbstgenügsames, weich-tröstliches und gemütliches Soja-Latte-Flair. Die weiten, pludrig aufgebauchten Beine oder die vorteilhaft enganliegenden Elastanstoffe sind ausserdem teuer. Sie verdecken den Körper mehr, als dass er gezeigt oder ungünstig betont würde. In der Komfortzone heutiger *joggers* sehen zumindest hüftabwärts alle irgendwie gleich aus und signalisieren: Mein Unterkörper ist mein bauschiger *safe space*. Vielleicht sollte man noch hinzufügen, dass es insgesamt um die gemütlich-tröstliche Bepolsterung der Gegenwart zu gehen scheint: Zur weichen, modischen Jogginghose werden oversized Sweater getragen, grosse, untaillierte Mäntel, im Winter riesige Mützen und Schals übergestülpt, überall liegen Kuschedecken auf Café-Stühlen, grosse Kissen türmen sich in Pediküre-Salons, zwischen denen man wie auf Booten hin und her schwankt.

Die Proliferation von Kissenartigem um Bäuche, Gesässe und Beine: Urbane *designer joggers*-Träger haben es geschafft, sie sind – politisch, geografisch und sozial – angekommen, wo man sein sollte. Auf Büro, Kladder und graue Arbeitsunterlagen sind sie nicht angewiesen, sie arbeiten «kreativ» und von zu Hause aus, während die müden Jogginghosenlosen bürgerlich-spiessig mit Krawatte und zwicken den Hosenbeinen in der suburbanen U-Bahn sitzen und sich nur am Wochenende müde in polyesterbeschichtete Jogginghosen zwängen, deren scharfer Stoff die Knie wund reibt.



THIEL

## Auf dem Amt

**Beamtin:** Bei uns gilt Maskenpflicht.  
**Bürger:** Und bei mir gilt oberste Bürgerpflicht.  
**Beamtin:** Oberste Bürgerpflicht?  
**Bürger:** Die Verteidigung der Freiheit.  
**Beamtin:** Die Freiheit können Sie draussen verteidigen, aber nicht hier auf dem Amt.  
**Bürger:** Endet hier die Freiheit?  
**Beamtin:** Draussen können Sie tun, was Sie wollen, aber hier herrscht Ordnung.  
**Bürger:** Halten Sie die Freiheit für unordentlich?  
**Beamtin:** Es ist nicht meine Aufgabe, darüber nachzudenken.  
**Bürger:** Dann herrscht hier Gedankenlosigkeit.  
**Beamtin:** Hier herrscht Ordnung. Also, was wollen Sie?  
**Bürger:** Hier herrscht sogar ordentliche Gedankenlosigkeit.  
**Beamtin:** Bitte sagen Sie mir, was Ihr Anliegen ist.  
**Bürger:** Ich hätte gerne ein Bier.  
**Beamtin:** Wir haben kein Bier.  
**Bürger:** Herrscht auch noch Prohibition?  
**Beamtin:** Ich rufe jetzt die Polizei.  
**Bürger:** Wieso? Sie haben doch gar kein Bier. Also haben Sie auch nicht gegen die Prohibition verstossen.  
**Beamtin:** Es herrscht keine Prohibition.  
**Bürger:** Gut, dann nehme ich ein Bier.  
**Polizist:** Ist das der Unruhestifter?  
**Bürger:** Ich will hier nur in Ruhe ein Bier trinken.  
**Polizist:** Auf dem Amt?  
**Bürger:** Wo sonst? Die privaten Kneipen können mich alle rausschmeissen. Aber das Amt hier ist öffentlich! Als freier Bürger bin ich Miteigentümer dieses Amtes und habe ein Recht darauf, hier zu sein. Und jetzt hätte ich gerne ein Bier. Das sind Sie mir noch schuldig.  
**Beamtin:** Wieso?  
**Bürger:** Ich habe zu viel Alkoholsteuer bezahlt und bin gekommen, um nachzutrinken.

Andreas Thiel

## Krieg der Zukunft

Nr. 42 – «Durchregieren, bis der Strom ausgeht»  
Hubert Mooser zur Energiepolitik

Gut, dass die *Weltwoche* konsequent am Thema Energie- und Stromversorgung der Schweiz dranbleibt und auf den drohenden Energiemangel hinweist. Es gilt, diese Bedrohung für Gesellschaft und Wirtschaft weiterzudenken und in den sicherheitspolitischen Zusammenhang zu stellen. Der Schweiz kann problemlos mit Cyberattacken die Energie- und Stromversorgung abgestellt werden, mit einem katastrophalen Kollateralschaden. Erpressungen oder andere Kriegsziele können so ohne militärische Gewalt angewendet und erreicht werden. China, Russland, Nordkorea und die Nato-Staaten rüsten massiv auf und sind in der Lage, mit diesen elektronischen Mitteln den Krieg der Zukunft zu führen. Tausende Hackerangriffe auf Industriekonzerne, Banken, KMU, das VBS, staatliche Verwaltungen, Parlamente und im Gesundheitswesen sowie erpresste Zahlungen sind nur ein kleiner Vorgeschmack auf eine Cyberkriegsführung. Die Schweiz ist derzeit immer noch im Hintertreffen und zeigt offene Flanken. *Roger E. Schärer, Trin Mulin*

## Vieles bleibt unklar

Nr. 43 – «Bitte lassen Sie sich impfen!»  
Appell von Manuel Battagay

Vieles, was der Professor über Covid und vor allem über «Long Covid» erzählt, bleibt unklar. Eine nützliche Impfung wird es erst geben, wenn ein deaktivierter Vollvirus-Impfstoff auf den Markt kommt, ein Impfstoff also, wie es ihn für Influenza seit Jahrzehnten schon gibt. Die Frage, warum es diesen Impfstoff noch nicht

gibt, ist schnell beantwortet: Seine Herstellung ist sehr viel aufwendiger (teurer!) als die Synthese von mRNA. *Dr. med. Werner Niederer, Dotzigen*

## Trübe Bilanz

Nr. 43 – «Toxische Weiblichkeit»  
Christoph Mörgeli über Frauenpolitik

Auch Frauen können Unheil anrichten, das umso grösser wird, je mehr Macht sie haben. Den drohenden Blackout wegen Strommangels verdanken wir einer Frauenmehrheit im Bundesrat, die nach Fukushima in einem populistisch-emotionalen Entscheid den Ausstieg aus der Atomenergie beschloss. Die Bilanz der drei mächtigsten Frauen Europas – Angela Merkel, Ursula von der Leyen und Christine Lagarde – sieht eher trüb aus. *Alex Schneider, Küttigen*

Sie haben noch eine weise Frau vergessen: Bundesrätin Ruth Dreifuss, die uns dankenswerterweise von der Krankenversicherung zur Volkskrankenkasse geführt hat, die mich und meine Frau jetzt über 12 000 Franken im Jahr kostet! *Michael Mössner, Cureglia*

## Liebe verändert die Welt

Nr. 41 – «Hass, ein Plädoyer»  
Editorial von Roger Köppel

«Gott ist die Liebe», heisst es in der Bibel. Wer liebt, gibt Gott in seinem Leben Raum. Das kann ab einem gewissen Mass ungesund für den Liebenden werden – aber wenn es echte, wahre Liebe ist, wird es die Welt verändern. Jesus Christus hat sich nicht gescheut, aus Liebe sein Leben hinzugeben, um die Menschen zu erlösen. Hass ist das Gegenteil von Liebe. Sie haben recht: Wer den Hass verbietet

und unterdrückt, schafft eine Diktatur, denn wo Menschen ihre Gefühle nicht artikulieren dürfen, gibt es keine Freiheit. Aber zum Hass ermutigen würde ich die Leute nicht, sondern ihnen deutlich sagen: Wer dem Hass Raum gibt und sein Leben davon leiten lässt, öffnet dem Bösen die Tür seines Herzens.

*Martin Bergmann, Bonn (D)*

## Böser Kater

Zu den Kolumnen von Peter Bodenmann

Peter Bodenmann schreibt, als hätte er zu viel von der heiligen Zeitgeist-Intelligenz gefressen. Ich hoffe es nicht, aber ich befürchte, dass sein Rausch bei seinen beiden Dauertemen durch einen bösen Kater beendet wird. **1 — Klima-Rausch:** Der unersättliche Panik-E-Tech-Wahnsinn frisst der Industrie schnell Rohstoffe, Energie, Strom und Chips weg, denn davon gibt es nur einen Bruchteil des exponentiellen Bedarfs. E-Autos brauchen zum Beispiel so viele Chips wie ein Flugzeug. Engpässe führen zu Inflation. Die Klimadiktatur wird unbezahlbar. Pannen und Ausfälle kommen. Wirtschaft und Börsen werden einbrechen.

**2 — Impf-Rausch:** Die Dauer-Zwangsdurchimpfung mit mRNA-Boostern wird das natürliche Immunsystem schwächen, schlimmere Mutationen fördern, die nötige Impfkadenz steigern. Nach dem x-ten Booster wird die Übersterblichkeit dramatisch steigen. Wirtschaft und Börsen werden einbrechen.

*Werner Rellstab, Zürich*

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbrieft@weltwoche.ch](mailto:leserbrieft@weltwoche.ch).



## Abdul Qadir Khan (1936 – 2021) Ado Campeol (1928 – 2021)



Vater der islamischen Atombombe: Maschineningenieur Khan.

Er schätzte die feinen Stoffe. Sein Lieblings-Look war der Safarianzug, massgeschneidert vom persönlichen Couturier bei Good Looks Fabrics and Tailors in Islamabad. Die Plastiksäcke des Schneiders waren es, die Geheimagenten auf die Spur von Abdul Qadir Khans Netzwerk brachten. In Libyen fand die Internationale Atomenergiebehörde Baupläne für eine Atomwaffe, eingepackt in Good-Looks-Einkaufstaschen.

Der Pakistaner Khan war nicht nur der «Vater der islamischen Atombombe». Er war auch der Kopf eines Atomhändlerings, der die Welt in Angst und Schrecken versetzte.

Die Keimzelle seines globalen Netzes legte Khan in Almelo, nahe Amsterdam. Dort arbeitete er Anfang der 1970er Jahre in der britisch-deutsch-niederländischen Forschungsanstalt Urenco an der Entwicklung von Gaszentrifugen. Aus der Ferne erlebte er, wie der Erzfeind Indien 1974 seine erste Atombombe testete. Für den jungen Forscher war es die Initialzündung für eine vaterländische Mission, wie er später erklärte. Er folgte dem Ruf seines Premiers Zulfikar Ali Bhutto, der schwor, Pakistan werde «eher Gras fressen, als auf die Atombombe zu verzichten».

1998 war es so weit. Als erster – und bis heute einziger – islamischer Staat zündete Pakistan eine Nuklearbombe. Ein epochales Ereignis, das ohne den Effort von Khan undenkbar gewesen wäre. Klandestin hatte er den Zugang zu den ge-

heimen Bereichen der niederländischen Atomforschungsanlage genutzt. 1976 machte er sich über Nacht aus dem Staub, im Gepäck Pläne für den Bau von Zentrifugen.

In Pakistan genoss Khan den Ruf eines Nationalhelden. Doch sein Aktivismus beschränkte sich nicht auf sein Vaterland. Nachdem Muammar al-Gaddafis Atomprogramm aufgefliegen war, legte Khan 2004 vor TV-Kameras ein erschütterndes Geständnis ab. Jahrzehntlang habe er Nukleartechnologie an Libyen, den Iran und Nordkorea weitergegeben. Von der Presse als «gefährlichster Mann der Welt» bezeichnet, wurde Khan unter Hausarrest gesetzt.

2008 gelang es der *Weltwoche*, ein Interview mit dem isolierten Khan zu führen. Er sei zu einem «*mea culpa*» gezwungen worden, sagte er. «Ich habe sofort gemerkt, dass böswillige Absicht dahintersteckte, die bezweckte, mir die ganze Schuld in die Schuhe zu schieben.»

Viele zweifelten, dass Khan bei der Weitergabe von Atombombentechnologie alleine gehandelt hatte. Pakistan, in dem Dutzende von Koranschulen junge Männer zu islamischen Extremisten ausbilden und wo sich Osama Bin Laden jahrelang versteckt hielt, gilt als *key player* antiwestlicher Agitation.

Der Geächtete lebte bis auf seine letzten Tage unter Hausarrest. Letzte Woche wurde er mit einem Staatsbegräbnis beigesetzt, nachdem er 85-jährig an den Folgen einer Covid-19-Erkrankung gestorben war. *Urs Gehrig*

Er gilt in Italien als «papà del tiramisù», obgleich er die Süßspeise nicht selbst erfunden hat. Der Restaurateur Ado Campeol in Treviso in Venetien führte das Lokal «Le Beccherie», wo der Souschef das Tiramisù in den späten Sechzigern erstmals kreiert haben soll – nach einem Missgeschick. Versehentlich soll ihm Mascarpone in eine Schüssel mit geschlagenen Eiern und Zucker gefallen sein. Beim Probieren war er angeblich so begeistert vom Geschmack, dass er mit Ados Ehefrau das Dessert weiterentwickelte. Sie fügten der Crème Löffelbiscuits zu, die sie zuvor in Kaffee getaucht hatten, und schütteten einen Schuss Schnaps dazu.

Wahr oder nicht, die Geschichte klang so gut, dass der Patron Campeol sie gerne seiner Kundschaft erzählte. Der begnadete Restaurateur wusste, dass eine Spezialität erst dann ihren Namen verdient, wenn sie eine Legende hat. So machte die Rede vom Missgeschick die Runde, und Campeol konnte sie mit jedem Mal mehr ausschmücken. Nach einer Version soll seine Frau Alba den Wert des Desserts erkannt haben, weil sie schwanger gewesen sei und darum auf Süßes besonders gut angesprochen habe.

Campeol kümmerte es wenig, dass das Tiramisù wahrscheinlich auf den französischen Koch Marie-Antoine Carême zu Beginn des 19. Jahrhunderts zurückgeht. Schon damals begann die Tour der Köstlichkeit durch die Feinschmeckerlokale Europas, und heute ist sie vorfabriziert in jeder Besenbeiz zu haben. Das mindert den Geschäftssinn von Ado Campeol keineswegs, der intuitiv spürte, dass beim Essen Gaumen und Grips gleichermaßen gefragt sind. *Rolf Hürzeler*



Gaumen und Grips: Ado Campeol.

# Über den Wolken sind die US-Behörden

Amerikanische IT-Dienstleister müssen dem Staat Einblick gestatten, auch in der Schweiz.



**W**er die Kontrolle über Daten besitzt, hat Macht und wirtschaftliche Werte in der Hand. Was aber heisst Kontrolle? Die Bundesverwaltung will für den Umgang mit Daten vermehrt ausländische Dienstleistungen einkaufen und hat mit fünf Informatikunternehmen einen Cloud-Vertrag abgeschlossen. Die amerikanischen IT-Riesen IBM, Amazon, Oracle, Microsoft (mit Microsoft Azure) und die chinesische Firma Alibaba erhielten Zuschläge für Aufträge von jeweils maximal 110 Millionen Franken. Google ging leer aus und erhob deshalb Einsprache.

Was ist brisant an diesen Zuschlägen? Vor allem zwei Themen: Erstens kamen Schweizer Anbieter, bedingt durch die Anforderungen, gar nicht ins Rennen. Zweitens gibt es starke Bedenken, wenn Daten des Bundes, also offizielle, hoheitliche, wichtige, je nachdem geheime Informationen, auf ausländischen Plattformen gespeichert werden, etwa in einer amerikanischen oder chinesischen Datenwolke. Dies umso mehr, als der Bundesrat das Projekt einer «Swiss Cloud» mit eigenständiger Infrastruktur nicht als notwendig erachtet und somit ausländische Lösungen von Dauer sein dürften.

Die Bundesverwaltung beschwichtigt: Der Bund schütze die Daten vorschriftsgemäss und halte Verpflichtungen zur Vertraulichkeit ein. Die Verwaltung führe Risikoanalysen durch und stelle vertraglich sicher, dass der Bund die Kontrolle über die Daten behalte.

Auch die beauftragten US-amerikanischen Datenriesen beschwichtigen: Mit Dutzenden von Milliarden Dollar und Zehntausenden von

Spezialisten würden sie enorm viel investieren in die Datensicherheit, sie seien viel professioneller und schlagkräftiger in der Abwehr von Hacker- und anderen Angriffen auf Daten, als dies kleine und mittelgrosse Informatikfirmen oder staatliche Verwaltungen je vermöchten.

Zudem, so die Amerikaner, würden sie ja in der Schweiz Datenzentren und Firmentöchter unterhalten, sodass die Speicherung physisch, geografisch und juristisch an einem sehr sicheren Ort sei – quasi Swiss made. Und schliesslich habe der Kunde ja alle Möglichkeiten, vertraglich seine Eigentumsrechte an den Daten und damit die volle Kontrolle durchzusetzen, geschützt durch das Schweizer Rechtssystem.

Stimmt das? Theoretisch ja, sagen skeptische Branchenvertreter. Gewiss, ein Cloud-Kunde könne sich die Datenhoheit vertraglich sichern. Aber in der Praxis sehe das anders aus.

Erstens gelte die Regel, dass der Cloud-Anbieter, die Firma, über das sogenannte Vendor-Login verfüge, das Zugangspasswort des Produkteherstellers zum System; das sei stärker als alle Kunden-Passwörter. Klar, dies dürfe nicht missbräuchlich genutzt werden, aber wenn es hart auf hart käme, wäre eben der IT-Konzern stärker als der Kunde.

Zweitens gebe es, auch juristisch gesehen, eine Macht, die stärker sei als der Cloud-Kunde: der amerikanische Staat. Das betreffende US-amerikanische Gesetz, die sogenannte Cloud Act, verpflichte amerikanische Internet- und IT-Dienstleister inklusive Tochterunternehmen, den US-amerikanischen Behörden gegebenenfalls Zugriff auf gespeicherte Daten zu geben – auch dann, wenn die Speicherung nicht

in den USA erfolge. Im Prinzip soll die Einsichtnahme auf dem Weg der Rechtshilfe erfolgen, aber wenn es ums Ganze gehe, seien die USA stärker als die Cloud-Kunden.

Was heisst das für Schweizer Nutzer, zum Beispiel den Bund? Daten, E-Mails, Kommunikation aus der Cloud könnten von den amerikanischen Behörden je nachdem eingesehen werden. Das gelte, so die Warner, auch für den Datenschatz beispielsweise einer Swisscom, die diverse Dienste in die Cloud solcher Anbieter verlagere. Anders gesagt: Über den Wolken sind die US-Behörden.

## Marschbefehl für Glasgow

Welchen Auftrag soll die Schweizer Delegation am Uno-Klimagipfel in Glasgow wahrnehmen? Was soll sie tun? Wenn man eine freiheitliche Gesellschaft und Marktwirtschaft vor Augen hat, muss man sagen: Nichts. Die Schweiz tut genug für das Klima, denn sie belastet heute die CO<sub>2</sub>-Emissionen durchschnittlich mit einer Abgabe von über 50 Franken pro Tonne, mehr als die meisten anderen Länder. Das soll unsere Delegation in Glasgow sagen.

Das entspricht ungefähr dem Betrag, den renommierte Umweltökonominnen als kostengerechte Abgeltung für negative Wirkungen der Emissionen ansehen. Also: wenn diese Abgabe überall erhoben würde, sollte dies die Kosten Klimaveränderung wettmachen. Da braucht es keine länderweise herausposaunten Ziele zur Emissionsreduktion in Tonnen. Der CO<sub>2</sub>-Preis tut seine Wirkung ohne diese Show. Die Wirtschaft der Schweiz soll sich lieber auf ihre Arbeit konzentrieren, das ist am besten.

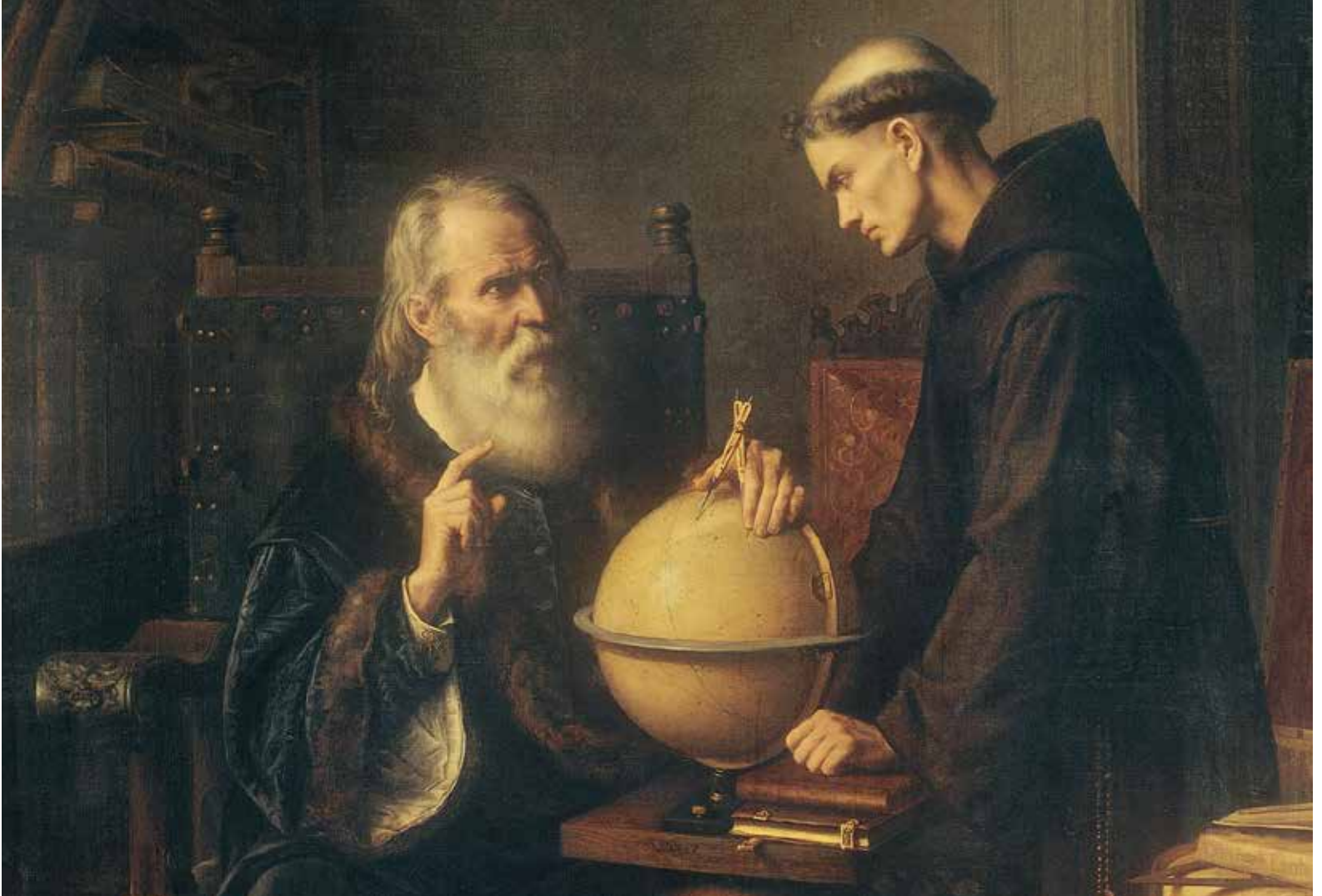


---

# LEADER

## Sieg des Abendlandes

---



*Geheimnisse der Schöpfung*: Galileo Galilei bei der Erläuterung seiner Theorien an der Universität Padua.

Wie kam es dazu, dass die Europäer eine derart starke Stellung erlangten? Der Historiker Rodney Stark kommt im Buch «Der Sieg des Abendlandes» faszinierenden Zusammenhängen auf die Spur. Das Christentum spielte eine Schlüsselrolle für die Entstehung von Wissenschaft, Freiheit und Kapitalismus.

# Theologie und Wissenschaft

Es waren christliche Gelehrte, die den Aufstieg der Forschung ermöglicht haben. Erst die Religion hat den Weg zum methodischen Fortschritt geebnet.

Rodney Stark

Die sogenannte wissenschaftliche Revolution des 16. Jahrhunderts ist von all jenen fehlinterpretiert worden, die stets eine Art Ur-Konflikt zwischen Religion und Wissenschaft ausmachen wollen. Es sind höchst wunderbare Dinge in dieser Epoche geschaffen worden, doch lag das nicht an einem jähen Ausbruch säkularen Denkens. Im Gegenteil waren diese Errungenschaften der krönende Abschluss eines jahrhundertlangen systematischen Fortschritts durch mittelalterliche Scholastiker, die ihrerseits unterstützt wurden von der singulär christlichen Erfindung des 12. Jahrhunderts, der Universität. Nicht nur stellten sich Wissenschaft und Religion als kompatibel heraus, sie waren sogar nicht voneinander zu trennen – denn der Aufstieg der Wissenschaft wurde von zutiefst religiösen christlichen Gelehrten ermöglicht.

## Was ist mit der Existenz Gottes?

Es ist wichtig, zu erkennen, dass Wissenschaft nicht bloss aus Technologie besteht. Eine Gesellschaft kann sich nicht deshalb der Wissenschaft rühmen, weil sie in der Lage ist, Schiffe zu bauen, Eisen zu schmelzen oder weil sie das Essen auf Porzellantellern serviert. Die Wissenschaft ist eine Methode, die in organisierten Versuchen benutzt wird, um der Natur einer Sache auf den Grund zu gehen und diese zu formu-



lieren. Dabei ist sie stets Modifizierungen und Korrekturen durch systematische Beobachtung unterworfen.

Anders gesagt, besteht die Wissenschaft aus zwei Bausteinen: Theorie und Forschung. Die Theorie ist der erklärende Teil der Wissenschaft. Wissenschaftliche Theorien sind abstrakte Aus-

*Es ist wichtig, zu erkennen, dass Wissenschaft nicht bloss aus Technologie besteht.*

sagen darüber, warum und wie bestimmte Teile der Natur (einschliesslich des menschlichen Gemeinschaftslebens) ineinanderpassen und funktionieren.

Allerdings gehen nicht alle abstrakten Aussagen, und selbst nicht alle erklärenden, als wissenschaftliche Theorien durch. Ansonsten wäre auch die Theologie eine Wissenschaft. Abstrakte Theorien sind vielmehr nur dann wissenschaftlich, wenn man von ihnen einige verbindliche Vorhersagen positiver wie negativer Art darüber ableiten kann, was überhaupt beobachtet werden wird. Und hier kommt die Forschung ins Spiel. Bei ihr geht es darum, Beobachtungen anzustellen, die für die empirischen Vorhersagen relevant sind. Dabei wird klar, dass die Wissenschaft auf Aussagen über die natürliche und materielle Wirklichkeit beschränkt ist – also über Dinge, die zumindest grundsätzlich beobachtbar sind. Aus diesem Grund gibt es auch manche diskursiven Gefilde, die die Wissenschaft überhaupt nicht erreichen kann – etwa die Frage nach der Existenz Gottes.

Man beachte auch, dass die Wissenschaft eine organisierte, gemeinschaftliche Bestrebung darstellt und nicht auf Zufallsfunden beruht oder in der Abgeschlossenheit stattfindet. Freilich haben manche Wissenschaftler auch allein gearbeitet, jedoch niemals in der Isolation. Seit den ersten Tagen haben Wissenschaftler Netzwerke gegründet und unterhielten durchweg viele Kontakte.

In Übereinstimmung mit der Ansicht heutiger Historiker und Wissenschaftstheoretiker

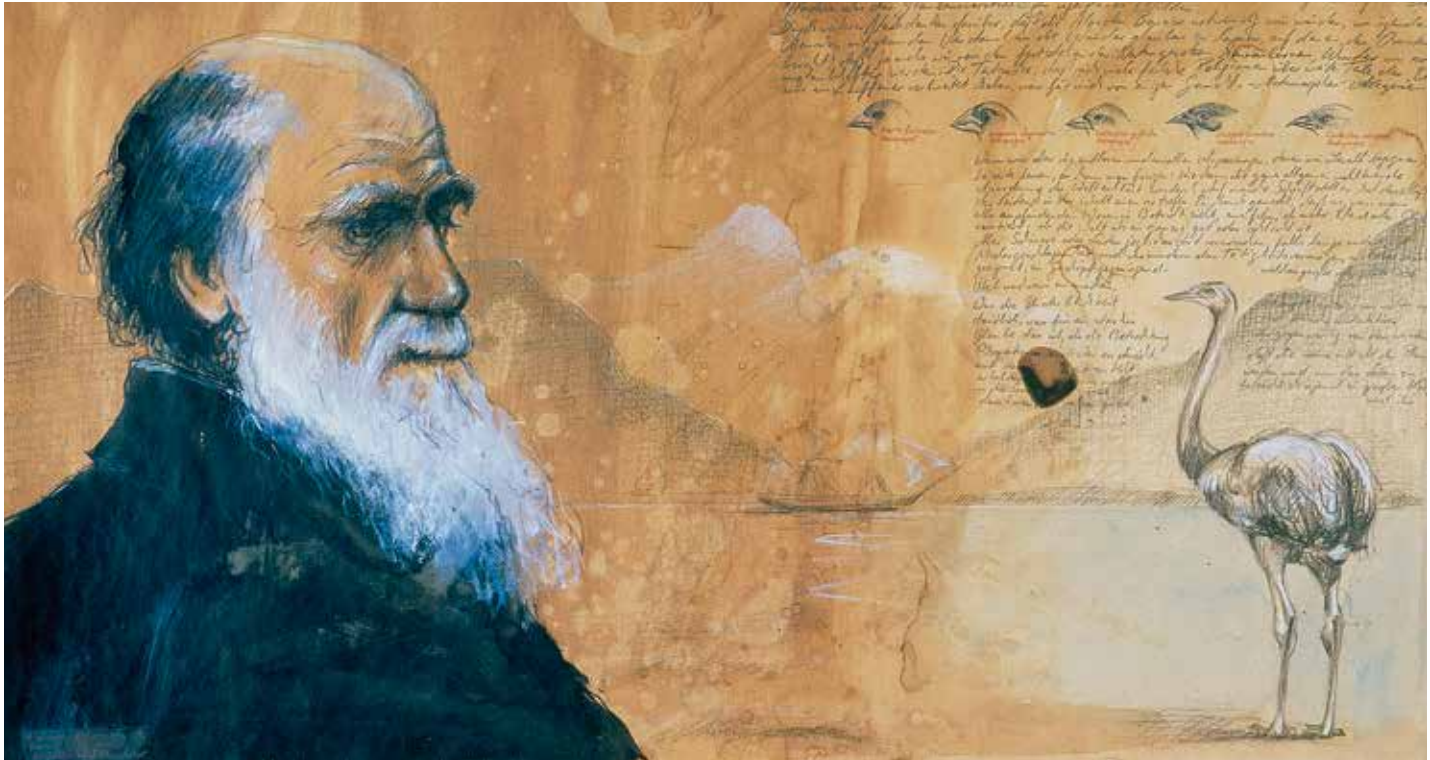
schliesst diese Definition der Wissenschaft alle Versuche aus, die es im Laufe der Menschheitsgeschichte gab, um die materielle Welt zu erklären und zu kontrollieren, selbst solche, die mit dem Übersinnlichen nichts zu tun hatten. Die meisten dieser Bemühungen kann man deshalb aus der Kategorie der Wissenschaft herausnehmen, da bis vor kurzem, wie Marc Bloch sagte, «technischer Fortschritt, selbst grossen Ausmasses, auf blosser Empirie beruhte». Das heisst, der Fortschritt war das Ergebnis von Beobachtung sowie praktischem Herumprobieren, doch fehlte ihm die Erklärung – die Theorie.

Aus diesem Grund stellen die frühen technischen Innovationen aus griechisch-römischen Zeiten, der islamischen Welt oder aus China, ganz zu schweigen von solchen aus der Vorzeit, keine Wissenschaft dar und beruhten vielmehr auf überliefertem Wissen, Geschicklichkeit, Weisheit, Technik, Handwerk, Technologie, Ingenieursbegabung, Bildung oder einfachen Kenntnissen. Auch ohne Teleskope waren die Menschen der Antike zu grossartigen astronomischen Beobachtungen fähig, doch bevor diese mit nachprüfbareren Theorien verknüpft waren, verharteten sie in der Sphäre blosser Gegebenheiten.

## Aristoteles war kein Wissenschaftler

Charles Darwin hat diesen Aspekt anschaulich beschrieben: «Vor dreissig Jahren wurde oft gesagt, dass die Geologen beobachten und nicht theoretisieren sollten; und ich erinnere mich noch gut an jemanden, der meinte, dass man ebenso gut in einer Kiesgrube die Steine zählen und ihre Farben beschreiben könnte. Wie seltsam ist das, dass jemand nicht versteht, dass alle Beobachtung immer für oder gegen eine bestimmte Ansicht sprechen muss, so sie überhaupt von Nutzen sein will!»

Was die intellektuellen Errungenschaften der griechischen oder östlichen Philosophen angeht, war ihr Empirismus so atheoretisch wie ihre Theorien nichtempirisch. Schauen wir auf Aristoteles. Obwohl er für seinen Empirismus gerühmt wird, hielt er diesen doch von seinen Theorien fern. So lehrte er zum Beispiel, dass



*Beobachtung und These:* Evolutionsforscher Darwin.

die Geschwindigkeit, mit der Objekte auf den Boden fallen, proportional zu ihrem Gewicht sei – dass ein Stein, der doppelt so schwer wie ein anderer sei, darum auch zweimal so schnell falle. Schon ein Besuch auf den Felshängen in seiner Nachbarschaft hätte ihn eines Besseren belehren können.

Gleiches lässt sich auch von den anderen berühmten Griechen sagen – entweder sind ihre Werke ausschliesslich empirisch, oder aber sie erfüllen nicht die Kriterien der Wissenschaft, da es ihnen an Empirie mangelt. Auf diese Weise bleiben sie rein abstrakte Thesen, die keinerlei feststellbare Folgen miteinbeziehen oder die diese sogar ignorieren. Als Demokrit erklärte, dass die gesamte Natur aus Atomteilchen be-

stehe, bewegte er sich damit keineswegs in Richtung der wissenschaftlichen Atomtheorie. Sein Modell war rein spekulativ und beruhte weder auf Beobachtungen noch auf Empirie. Dass es sich dennoch als richtig herausstellte, ist nicht

*China, die islamische Welt, Indien und die Griechen hatten die Alchemie – zur Chemie wurde sie nur in Europa.*

mehr als ein linguistischer Zufall, der Demokrits Annahme ebenso viel oder wenig Bedeutung zukommen lässt wie der seines Zeitgenossen Empedokles, als dieser behauptete, die Natur bestehe einzig aus Feuer, Luft, Wasser und Erde,

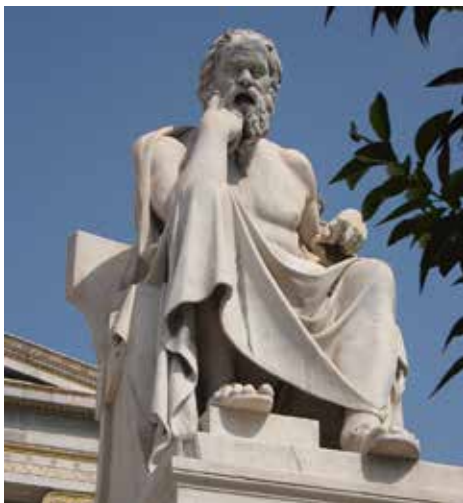
oder Aristoteles' Variante aus dem Folgejahrhundert, welche besagte, die Natur sei ein Gemisch aus Hitze, Kälte, Trockenheit, Feuchte und Quintessenz. Das Gleiche betrifft Euklid: Trotz seiner analytischen Bravour und seines Scharfsinns war er kein Wissenschaftler, da sein Steckenpferd, die Geometrie, an und für sich keine Substanz hat und sie bloss einige Aspekte der Wirklichkeit beschreibt, jedoch nicht zu erklären vermag.

**Astrologie wird Astronomie**

Die echte Wissenschaft erhob sich nur ein einziges Mal: in Europa. China, die islamische Welt, Indien und das alte Griechenland hatten zwar ihrerseits die Alchemie entwickelt, doch wurde sie nur in Europa zur Chemie. Analog dazu hatten zwar viele Gesellschaften elabrorierte Systeme der Astrologie entwickelt, doch führte nur in Europa die Astrologie zur Astronomie. Warum? Die Antwort darauf hat erneut mit verschiedenen Gottesbildern zu tun.

In den Worten des grossen, wenn auch missachteten mittelalterlichen Wissenschaftstheologen Nikolaus von Oresme ist die Schöpfung Gottes «ungefähr so wie die eines Menschen, der eine Uhr baut und ihren Gang in der Folge ihr selbst überlässt». Im Gegensatz zu den religiösen und philosophischen Doktrinen der nichtchristlichen Welt entwickelten Christen die Wissenschaft, weil sie glaubten, dass sie entwickelt werden konnte und sollte.

Alfred North Whitehead sagte im Rahmen seiner Lowell-Vorlesungen 1925 in Harvard, dass die Wissenschaft in Europa entstanden sei aufgrund des breitgefächerten «Glaubens in



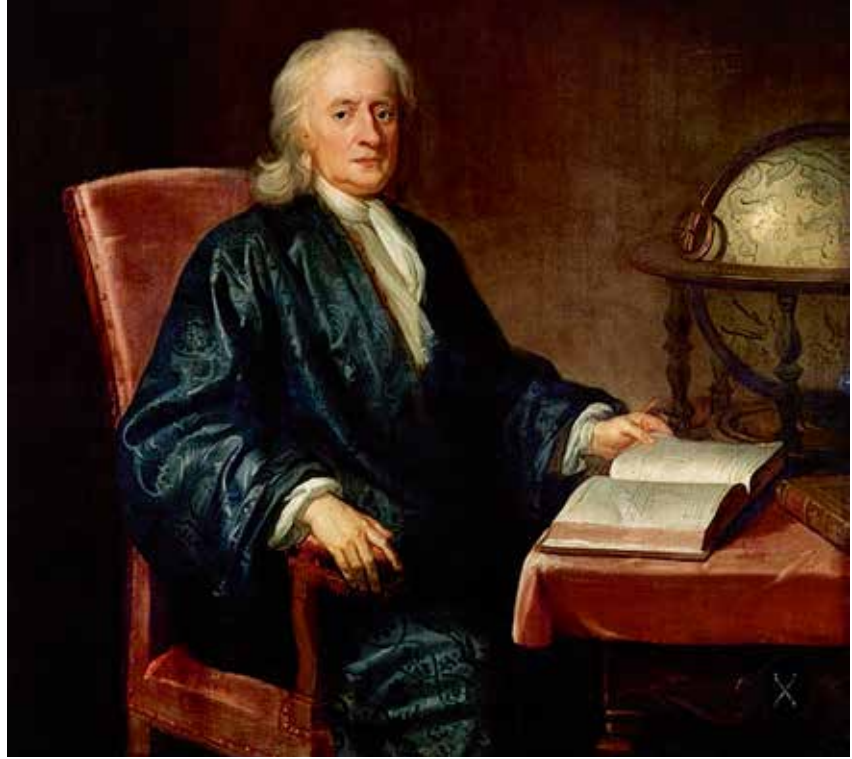
*Feuer, Luft, Wasser, Erde:* Philosoph Aristoteles.



*Schöpfungsfragen:* Wissenschaftstheologe Nikolaus von Oresme.



Genie des 17. Jahrhunderts: Mathematiker Descartes.



Lektüre und Durchdringung: Physiker Newton.

die Möglichkeit der Wissenschaft ... , welcher von der mittelalterlichen Theologie abgeleitet war». Whiteheads Erklärung schockierte nicht nur seine distinguierte Zuhörerschaft, sondern westliche Intellektuelle im Allgemeinen, sobald seine Vorlesungen veröffentlicht waren. Wie konnte dieser grosse Philosoph und Mathematiker, Bertrand Russells Co-Autor der bahnbrechenden «Principia Mathematica» (1910–1913), etwas so Obskures behaupten? Wusste er denn nicht, dass die Religion der Todfeind der wissenschaftlichen Untersuchung ist?

### Geheimnisse der Natur

Whitehead wusste etwas viel Besseres. Er hatte verstanden, dass die christliche Theologie für den Aufstieg der Wissenschaft im Westen ganz unerlässlich gewesen war, und ebenso, dass nichtchristliche Theologien das wissenschaftliche Streben überall sonst abgewürgt hatten. Er erklärte: »Der grösste Beitrag des mittelalterlichen Geistes zur Wissenschaftsbewegung war der unbezwingbare Glauben, dass ... da ein Geheimnis war, ein Geheimnis, das gelüftet werden konnte. Wie kam es, dass diese Überzeugung so tief in den europäischen Geist eingewurzelt war? ... Es muss mit der mittelalterlichen Fixierung auf die Vernunft Gottes zu tun gehabt haben, die man sich als persönliche Energie Jahwes verbunden mit der Rationalität eines griechischen Philosophen ausmalte.

Jedes Detail wurde überwacht und kontrolliert: Die Suche nach den Geheimnissen der Natur konnte nur in einer Bekräftigung des Glaubens an die Vernunft resultieren.» Whitehead schloss mit der Anmerkung, dass die in

anderen Religionen zu findenden Gottesbilder, zumal die asiatischen, zu unpersönlich und zu irrational waren, als dass sie die Wissenschaft hätten stützen können. «Gleich welches Geschehnis könnte gerade auch auf den willkürlichen Befehl eines despotischen Gottes zurück-

### *Ganze Jahrhunderte der Meditation werden niemals ein empirisches Wissen hervorbringen.*

zuführen sein» oder einen «unpersönlichen und völlig undurchschaubaren Ursprung haben. Es gibt da nirgends das gleiche Zutrauen in die begreifliche Rationalität eines persönlichen Wesens.»

Tatsächlich gehen die meisten nichtchristlichen Religionen sowieso nicht von einer Schöpfung aus: Das Universum ist vielmehr ewiglich oder bewegt sich bestenfalls zyklisch, es hat jedenfalls weder Anfang noch Ende und, das Wichtigste dabei ist, es kennt keinen Schöpfer. Infolgedessen betrachtet man das Universum als allwaltendes Mysterium, als widersprüchlich, unvorhersehbar und beliebig. Für jemanden mit diesen religiösen Prämissen verläuft der Pfad der Weisheit über Meditation und mystische Erkenntnis. Der Vernunft zu huldigen, besteht hier kein Grund.

Der kritische Punkt in all dem ist methodologisch. Ganze Jahrhunderte der Meditation werden niemals ein empirisches Wissen hervorbringen. In dem Masse dagegen, wie die Religion Anstösse dazu gibt, das Werk Gottes zu begreifen, wird das Wissen immer grösser wer-

den. Und da man, sofern man etwas gründlich verstehen will, es auch erklären können muss, agiert die Wissenschaft hier als «Magd» der Theologie. Nicht anders sahen sich all jene, die an den grossen Errungenschaften des 16. und 17. Jahrhunderts beteiligt waren: als Fährten-sucher in den Geheimnissen der Schöpfung. Newton, Kepler und Galileo sahen in der Schöpfung ein Buch, das sich der steten Lektüre und Durchdringung darbot.

Das wissenschaftliche Genie des 17. Jahrhunderts René Descartes begründete sein Forschen nach den «Gesetzen» der Natur damit, dass es solche Gesetze ja schliesslich geben müsse, da Gott vollkommen sei und sich daher »auf eine Weise verhält, die so konstant und unveränderbar wie nur möglich ist«, abgesehen von gelegentlichen Wundern, die er wirkt. Umgekehrt gab es solche kritischen religiösen Auffassungen in anderen Gesellschaften nicht, die ansonsten das gleiche Potenzial zur wissenschaftlichen Entfaltung gehabt hätten – aber eben doch nicht hatten: den chinesischen, griechischen und islamischen.

Rodney Stark: Der Sieg des Abendlandes. Christentum und kapitalistische Freiheit. Aus dem Englischen von Stefan Flach. 432 S., Fr. 51.90. Edition Sonderwege bei Manuscriptum  
Dieser Text ist ein Abdruck aus dem erwähnten Buch.

---

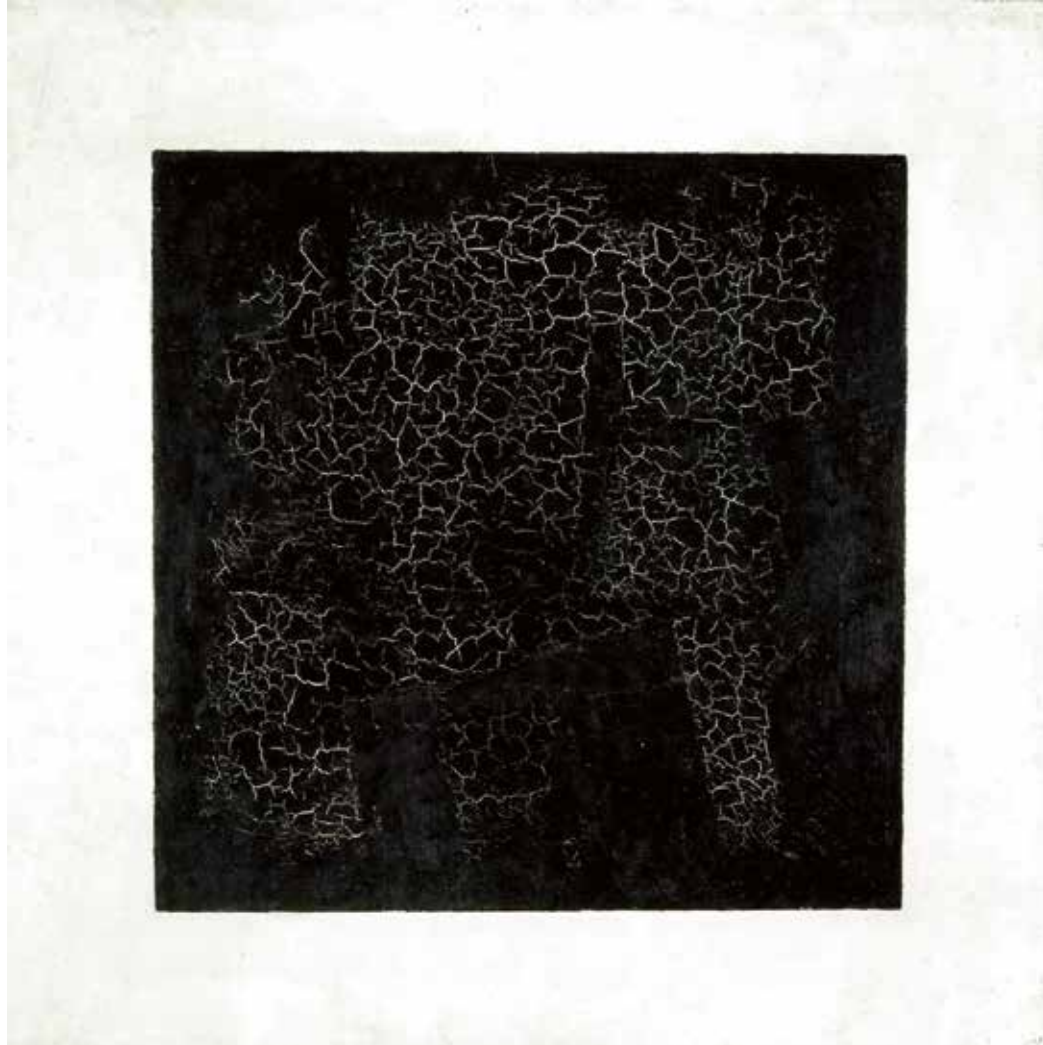
---

# LITERATUR UND KUNST

---

Herausgegeben von Daniel Weber

Clint Eastwood legt mit 91  
seinen vierzigsten Film vor.  
Als Produzent, Regisseur –  
und Hauptdarsteller.  
*Wolfram Knorr, Seite 64*



*Befreit von der Endlichkeit des Lichts.*

**Kasimir Sewerinowitsch Malewitsch, Schwarzes Quadrat auf weißem Grund, 1915** — Da war ein Maler, der versuchte so sehr die Farben des Lichts einzufangen, dass er zu ihrem Gefangenen wurde. Manchmal gelang ihm der Ausbruch ins Lichtdurchflutete, oft aber blieb er eingesperrt im Schatten. Er wusste, er musste sich selbst und die Kunst auch von jenem Gewicht des Lichts befreien, das den Dingen erst ihre Schwere gibt.

Malewitsch (1878–1935) trug in seinem Atelier in Moskau Farbe auf eine Leinwand auf, voller Hoffnung und trotzdem jedes Mal hoffnungsloser, dem Geheimnis vom Wesen des Lichts und all der beschienenen Dinge näher zu kommen

als je zuvor, aber er scheiterte, da war kein unbeschwertes Licht, nur eine Verzweiflung, die immer gewichtiger wurde. Da nahm er einen Pinsel zur Hand, tunkte ihn ins Schwarz, übermalte das Bild und warf ein Licht auf die Empfindung der Gegenstandslosigkeit. Das Bild war reine Empfindung, losgelöst von Form und Gegenstand und Natur, es war erfüllte Leere und von der Grenzenlosigkeit von Weiss und Schwarz. Das durchdringende weisse Muster, das unter dem Schwarz schimmert und seine Kraft noch verstärkt, ist nicht gewollt; es sind die Restanzen, das Craquelé des übermalten Bildes.

Malewitsch schuf ein Kultobjekt, eine Ikone der Malerei, die «Mona Lisa der nicht-

gegenständlichen Kunst». Es war, als ob er die Landschaften der Malerei mit einem flächendeckenden Lavastrom überzogen und das stets unvollständige Sichtbare unsichtbar und das kaum zu fassende Unsichtbare sichtbar gemacht hätte.

Er hatte sich befreit, von der Endlichkeit des Lichts, dem Abbilden der Wirklichkeit, dem sich die Kunst verpflichtet fühlte und an dem sie mehr strauchelte, als dass sie sie überwand. Er hatte das Nichts gemalt, die Unendlichkeit, ein Bild, in dem alle Gegenstände und Formen und Empfindungen in immer anderen Tönen schimmern. Danach kehrte er zurück zur Farbe.

*Michael Bahnerth*

# Meisterin der Beklemmung

Das Werk von Patricia Highsmith ist mitreissend und verstörend.

Ein Blick in ihre Tage- und Notizbücher zeigt: Die Analytikerin war der Schwärmerei zugetan.

Thomas Bodmer

Patricia Highsmith: Tage- und Notizbücher.  
Herausgegeben von Anna von Planta.  
Diogenes. 1392 S., Fr. 46.90

Nicht schlecht, dieser Karrierestart: Gleich der erste veröffentlichte Roman der 29-jährigen Patricia Highsmith, «Zwei Fremde im Zug» (1950), wurde 1951 von keinem Geringeren als Alfred Hitchcock verfilmt. Ihr zweites Werk, «Salz und sein Preis», die erste lesbische Liebesgeschichte mit einem Happy End, erschien 1952 und verkaufte sich als Taschenbuch fast eine Million Male.

Doch wer war diese Frau? Was trieb sie um? In den Nachworten der vorbildlich edierten Highsmith-Werkausgabe des Diogenes-Verlags konnte man immer mal wieder Schnipsel aus ihren Tage- und Notizbüchern lesen. Jetzt ist eine fast 1400 Seiten umfassende Auswahl aus den rund 8000 Seiten erschienen, herausgegeben von der langjährigen Highsmith-Lektorin Anna von Planta.

## Abenteuerliches Deutsch

In den achtzehn Tagebüchern hielt die Autorin fest, was sie erlebte, in den 38 von ihr so benannten «cahiers» verarbeitete sie diese Erlebnisse literarisch und notierte sie Einfälle, die sie mit dem deutschen Wort «Keime» bezeichnete. Deutsch bedeutete ihr sehr viel, da ihr biologischer Vater, Jay Bernard Plangman, deutsche Vorfahren hatte. In den Tagebüchern benutzte sie ausserdem neben Englisch auch Französisch, Spanisch und Italienisch; Sprachen, die sie sich selbst beibrachte. Sie nannte das «Übungen in Sprachen, die ich nicht beherrsche». Und im Anhang ihrer Edition führt von Planta sehr schön vor, wie ruchlos die europaverliebte Amerikanerin mit diesen Sprachen umsprang.

Geboren wurde Patricia Highsmith am 19. Januar 1921 in Fort Worth, Texas. Ihre Eltern, beide Grafiker, liessen sich fünf Monate vor Patricias Geburt scheiden. Das Kind wuchs bei der Grossmutter mütterlicherseits auf. Die Mutter heiratete dann den Grafiker Stanley Highsmith, zog 1927 mit Patsy und ihm nach New York, doch

bereits zwei Jahre später ging es zurück nach Fort Worth. Dort entdeckte die Neunjährige ein Buch, das sie fürs Leben prägen sollte: «The Human Mind» von Karl Menninger. Es waren Fallstudien von Kleptomane, Pyromanen, Massenmördern, die äusserlich normal wirkten, woraus die Frühreife schloss, dass es auch um sie herum solche gestörten Menschen geben müsse.

1934 zog die Familie wieder nach New York, wo Pat erste Gedichte und Geschichten in der Zeitschrift ihrer Highschool veröffentlichen konnte. Das ging so weiter während ihres Studiums (Englisch, Latein, Griechisch und Zoologie), 1944 druckte *Harper's Bazaar* ihre Kurzgeschichte «The Heroine», die danach sogar in eine Anthologie der besten Kurzgeschichten aufgenommen wurde.

Am 22. Dezember 1945 schrieb Patricia Highsmith in ihrem abenteuerlichen Deutsch den Satz ins Tagebuch: «Denke an einen Roman, aus meiner Idee der zwei Seelenbrüder.» Daraus entstand im Lauf von vier Jahren «Zwei Fremde im Zug». Es ist die Geschichte zweier Männer, die sich zufällig in einem Zug begegnen: Guy, ein Architekt, ist unglücklich verheiratet, seine Frau will sich aber nicht scheiden lassen. Bruno, ein Nichtsnutz aus reicher Familie, liebt seine Mutter über alles, wird vom Vater aber sehr kurzgehalten. Nun entwickelt Bruno die Idee eines Mords über Kreuz: Er könnte Guys Frau umbringen, Guy Brunos Vater, und niemand käme ihnen je auf die Schliche, weil sie ja keinerlei Motiv hätten

und ausserdem niemand wisse, dass sie einander kennen. Guy tut die Idee als Hirngespinnst eines Verrückten ab. Kurz danach wird seine Frau ermordet, und Bruno besteht darauf, dass Guy sich revanchiert.

Hitchcock liess die Filmrechte des Romans von einem Strohmann für 7500 Dollar kaufen, da er befürchtete, sein Name könnte die Forderungen von Highsmiths Literaturagentin hochtreiben.

Die ganze Zeit litt Patricia Highsmith darunter, dass sie sich sexuell zu Frauen hingezogen fühlte, was ausgerechnet ihr Gewährsmann Menninger in derselben Kategorie wie Fetischismus, Pädophilie und Satanismus klassifizierte. Sie versuchte es deshalb auch mit Männern, aber Penetrationssex war für sie, «als würde ich an der falschen Stelle vergewaltigt», wie sie schrieb. Dennoch verlobte sie sich mit einem Schriftsteller, versuchte,

*Die ganze Zeit litt Highsmith darunter, dass sie sich sexuell zu Frauen hingezogen fühlte.*

sich durch eine Psychoanalyse umpolen zu lassen, und genau dies führte ironischerweise zu einer folgenreichen Begegnung:

Um für die Behandlung Geld zu verdienen, jobbte sie in einem Warenhaus, wo sie sich am 8. Dezember 1948 in eine elegante blonde Kundin verknallte. So stark war das Gefühl, dass die Autorin sich physisch krank fühlte, als sie abends heimkam. Am nächsten Morgen schrieb sie wie im Fieber einen Text, der so begann: «Ich sehe sie im selben Augenblick, in dem sie mich sieht, und ich liebe sie auf der Stelle.» Daraus sollte im Lauf der nächsten Jahre der Roman einer lesbischen Liebe entstehen, der 1952 unter dem Pseudonym Claire Morgan und mit dem Titel «Salz und sein Preis» erschien. Erst 1990 war Highsmith bereit, den hervorragenden Roman unter ihrem Namen und mit dem Titel «Carol» bei ihrem Hausverlag Diogenes erscheinen zu lassen. Fünf Jahre später starb sie am 4. Februar 1995 in Locarno.





«Alle Grenzen zerfliessen»: Autorin Highsmith.

Von 1978 bis 1983 war ich ihr Lektor. Mit ihr ein Gespräch führen zu wollen, war quälend: Mit hochgezogenen Schultern sass sie da, rauchend und Whisky trinkend, und liess sich kaum mehr als ein «Ja» oder ein «Nein» entlocken. Doch bei der Arbeit an ihren Texten war sie superprofessionell. Sagte man ihr, eine Passage funktionierte nicht, antwortete sie: «Let's fix it», also: «Reparieren wir das.»

Unter anderem betreute ich «Der Junge, der Ripley folgte» (1980), den vierten Roman mit Tom Ripley als Hauptfigur. Über dessen Entstehung erfährt man aus den Tage- und Notizbüchern nichts, hingegen aus ihrem Werkstattbericht «Suspense oder Wie man einen Thriller schreibt» (1966): Dank den ersten beiden Büchern konnte sie Anfang der fünfziger Jahre nach Europa reisen. Eines Morgens ging sie im italienischen Positano auf den Balkon ihres

Hotelzimmers und sah einen jungen Mann den Strand entlanggehen. «Ihm schien nicht wohl zu sein in seiner Haut. Warum war er allein? Hatte er sich mit jemandem gestritten? Was ging in ihm vor?»

#### Achtung, Suchtgefahr

Aus dieser unspektakulären Beobachtung entwickelte sie die Figur des Manns, der gern ein anderer wäre, dafür auch vor Morden nicht zurückschreckt, und der in «Der talentierte Mr. Ripley» (1955) erstmals auftritt. Das Bemerkenswerte: Obschon Ripley ein mehrfacher Mörder ist, hoffen wir beim Lesen immer, dass er davonkommt. Highsmith hat nie *whodunnits* geschrieben. Sie interessierte vielmehr, wie ein anscheinend normaler Mensch dazu kommt, ein Verbrechen zu begehen.

Ein Kritiker hat einmal über sie gesagt, sie schreibe so über Menschen, wie eine Spinne über Fliegen schreiben würde. Und tatsächlich fühlt man sich bei der Lektüre ihrer Bücher alles andere als wohl, sie haben etwas Beklemmendes: Man ahnt schon früh, dass die Geschichte böse enden wird, und das tut sie dann auch unweigerlich. Oft drifteten ihre Protagonisten still und leise in den Wahnsinn ab.

So unglücklich Patricia Highsmith in der Liebe war, so glücklich war sie, wenn sie schrieb. Dann konnte sie mit der Welt und den Menschen verfahren wie der liebe Gott: Sie konnte Eigenschaften der Figur A auf die Figur B übertragen, und sie konnte sich immer neue Schrecklichkeiten ausdenken, die den Figuren

*So unglücklich sie in der Liebe war, so glücklich war sie, wenn sie schrieb.*

zustiesen. Über diese Prozesse erfährt man aus den Notizbüchern sehr viel. Schaut man dagegen mit Hilfe des Registers nach, was sie über diesen oder jenen berühmten Kollegen sagt, wird man regelmässig enttäuscht. Da gibt es keine Charakterisierungen, sondern es wird nur erwähnt, dass sie X oder Y getroffen hat. Die antisemitischen und rassistischen Ausfälle der Autorin, über die man nur den Kopf schütteln kann, unterschlägt von Planta dankenswerterweise nicht, dämpft sie allerdings öfters ab.

Doch am überraschendsten ist, wie schwärmerisch die in ihren Werken so kühle Patricia Highsmith auch sein konnte. So notiert sie am 3. Dezember 1950:

«Bertha C. kam am Montag – wir sassen bis spät auf dem Sofa, tranken zu viel. Später schreckliche zunehmende Lust in mir auf Miss Bertha. Ich liebe ihren Körper. Und ganz durch einen köstlichen & wunderbaren Zufall folgte sie mir in das dunkle Zimmer und kam zu mir ins Bett. Fast hätte ich vergessen – ach, fast hätte ich den grössten aller Genüsse vergessen, dieses Glück, grösser als alle Schätze, alle Genüsse, alle Entdeckungen, diesen Genuss, eine Frau zu beglücken. Ich habe Bertha beglückt. Und ihr Körper, ihr Kopf und ihr Haar im Dunkeln – als sie mit ihrem Kopf am Fussende bei mir lag – waren plötzlich mehr als Europa, Kunst, Renoir, dem sie ähnlich war, einer seiner Frauen. Bertha war die Meine, eine Frau mit unglaublichen Brüsten und einer Sanduhrfigur, wie Margot sagt, aber sie war alle Frauen, die Frau, eine Frau, Frau, und ich spürte all diese ohne Belang von mir abfallen, alle Grenzen zerfliessen.»

Für Fans von Patricia Highsmith sind diese Tage- und Notizbücher eine Fundgrube. Wer noch keiner ist, lese einen der erwähnten Romane oder «Der Schrei der Eule» oder «Der süsse Wahn». Aber Vorsicht: Das Zeug kann süchtig machen.



*Theorie der absoluten Gleichstellung*: Aktivistin Ardin, Wikileaks-Gründer Assange.

## Ein Jein bleibt ein Jein

Alex Baur

**Anna Ardin**: Im Schatten von Assange. Aus dem Schwedischen von Antje Rieck-Blankenburg. Elster & Salis. 336 S., Fr. 29.90

Es war ein Beischlaf, der die Welt bewegte. In der Nacht auf den 14. August 2010 hatte die schwedische Feministin und Friedensaktivistin Anna Ardin, 31, in Stockholm Sex mit dem Wikileaks-Gründer Julian Assange, 39. Eine Woche später ging Ardin zusammen mit Sofia Wilen, mit der Assange im selben Zeitraum ebenfalls mehrmals verkehrte, zur Polizei. Direkt wollen die Frauen den prominenten Australier zwar nicht der Vergewaltigung bezichtigt haben, irgendwie aber halt doch.

Im Fall von Ardin stand anfänglich ein Kondom im Zentrum, das Assange nur widerwillig benutzte und während des Geschlechtsverkehrs mit einem Fingernagel hinterhältig beschädigt haben soll. Wilen ihrerseits machte geltend, er sei nach einvernehmlichem Sex im Lauf der Nacht, während sie schon schlief, noch einmal in sie eingedrungen; obwohl sie ihm klargemacht habe, dass sie nur geschützt verkehre, habe er dabei kein Kondom verwendet. Die Frauen erklärten später, sie hätten Assange mit ihrem Gang zur Polizei in erster Linie zu einem HIV-Test zwingen wollen.

Wir könnten uns nun darüber aufhalten, ob der Australier die Frauen heimlich schwängern wollte – und wie eine mit Arglist erschlichene

Zeugung strafrechtlich einzuordnen wäre. Eine Antwort werden wir kaum je erhalten. Zum einen hat der prominente Justizflüchtling die Vorwürfe der Frauen stets bestritten, zum andern wären sie ohnehin verjährt. Es gilt die Unschuldsvermutung. Doch interessant ist das Tagebuch von Anna Ardin trotzdem. Detailliert beschreibt sie ihre Woche mit Assange. Dabei gewährt sie einen absolut authentisch anmutenden Einblick ins Seelenleben einer Frau, die so ziemlich jede Klischeevorstellung einer nordisch-linken Feministin erfüllt und die der Theorie der absoluten Gleichstellung im Alltag konsequent nachlebt.

Kommilitonen hatten Ardin gebeten, dem Weltstar von Wikileaks ihre Einzimmerwohnung zur Verfügung zu stellen, als sich dieser im Sommer 2010 für einen Vortrag in Stockholm aufhielt. Sie fühlte sich wichtig und geschmeichelt. Und da Ardin gerade ausserhalb der Hauptstadt weilte, sagte sie zu. Doch kaum war er bei ihr eingezogen,



überlegte sie es sich anders und kehrte nach Stockholm zurück, um bei der Organisation zu helfen. So fanden sich die beiden unverhofft zusammen in ihrer kleinen Wohnung. Schon nach wenigen Stunden lagen sie knutschend auf dem Sofa.

Anna Ardin kam gerade aus einer komplizierten On-off-Beziehung. Sie war es gewohnt, dass man sich beim Sex gemeinsam

*Ardin gewährt einen Einblick ins Seelenleben einer nordisch-linken Feministin.*

vortastete, spürend, wie weit es diesmal gehen sollte. Doch Assange, der nach ihren Erinnerungen schmutzig war, unappetitlich roch (und überdies unappetitliche Klösse im ungespülten Klo hinterliess), erwies sich als Rüpel. Er ratterte sein Sexprogramm durch, ohne auf ihre Bedürfnisse zu achten. Was sie ihm besonders übelnahm: Während er darauf bestand, dass sie völlig nackt war, wollte er sein Hemd nicht ausziehen. Eine klare Geste männlicher Dominanz.

Wollte Ardin den Sex nicht? Das lässt sich weder mit einem klaren Ja noch mit einem klaren Nein beantworten. Sie habe sich nicht gewehrt, schreibt sie, weil sie keine Umstände machen oder als prüde Zicke erscheinen wollte, vielleicht auch, weil sie zwischendurch mal einen «Mikroorgasmus» hatte. Es war demnach ein sonnenklares Jein. Doch der mediale Superstar Assange habe sich im Bett gebärdet, als müsse ihm jede Frau unendlich dankbar sein, wenn er sie überhaupt beachte.





## Anna Seghers' Traum und Zweifel

Bernadette Conrad

Robert Cohen: Anna Seghers im Garten von Jorge Amado. Faber & Faber. 100 S., Fr. 26.90

«Ob sie das Exil einmal wieder loswerden würde? Dieses Gefühl, nie mehr heimisch zu werden.» Nicht, dass Anna Seghers im Exil nicht produktiv gewesen wäre. «Der Ausflug der toten Mädchen» (1946), ihr berühmtestes Buch, war in Mexiko entstanden; ebenso wie «Transit» (1944). Nicht, dass sie das tropische Licht dort nicht geliebt hätte. Es war ein «freundliches Exilland» gewesen, eines, das ihr die mexikanische Staatsbürgerschaft angetragen hatte. Nach dem Krieg aber kehrte Seghers nach Deutschland zurück – in die DDR, ganz bewusst. Denn da wollte sie sein, «unter Genossinnen und Genossen», oder etwa nicht? Das fragt die Freundin Zélia Amado bei Seghers' Besuch in Brasilien 1963.

Robert Cohens Erzählung «Anna Seghers im Garten von Jorge Amado», in der Fragen von Exil und Zugehörigkeit eine zentrale Rolle spielen, nimmt eine im Foto festgehaltene Begegnung der beiden grossen, miteinander befreundeten Schriftsteller Anna Seghers und Jorge Amado zum Anlass, Erinnerungen und Gedanken der 63-jährigen Seghers literarisch frei zu imaginieren.

Sie hatten einander bald nach dem Krieg kennengelernt, beide mit der Erfahrung des Exils im Herzen; beide tief getroffen und verändert. Beide weiterhin – oder jetzt erst recht – politisch und sozial engagiert. Amado, der nach Ende des Krieges Abgeordneter der Nationalversammlung der Kommunistischen Partei in seiner brasilianischen Heimat geworden und 1948 erneut ins Exil nach Paris und Prag gegangen war. Seghers, die in die Sowjetunion reiste zum Weltkongress der Intellektuellen und zum Weltfriedenskongress in Paris, die Mitglied des Weltfriedensrates geworden war.

### Grundfragen einer anderen Welt

Tief schaut Cohen, in Zürich geborener, in New York lebender Literaturwissenschaftler und Autor, mit seiner Imagination hinein ins Innere der Schriftstellerin, wo die dringlichen Hoffnungen auf Weichenstellungen für eine bessere, gerechtere und sozialere Welt nach dem Zweiten Weltkrieg längst einem skeptischen Blick auf die Welt im Kalten Krieg, auch eigenen Zweifeln an Stalin und düsteren Ahnungen gewichen sind. Nach dem Krieg hatten sie ihn gross gedacht, diesen schönen Traum. Aber jetzt ist auch

Müdigkeit da. «Fünfzehn Jahre hat sie in fremden Sprachen gelebt», nach dem Krieg «ein verhunztes und verrohtes Deutsch» in ihrem Land angetroffen. «So wurde es ihre Aufgabe, der Sprache von Luther, Marx und Freud, von Kleist, Büchner und den Brüdern Grimm, ihren Reichtum, ihre Tiefe und Poesie zurückzugeben. Indem sie ihren besiegten und kaputten Landsleuten aufs Maul schaute und sie aufs Maul haute, arbeiteten sie gemeinsam daran.»

Sprachlich nicht immer ganz treffend, entfaltet Cohen den Denkraum der Dichterin als Schauplatz der geistigen und politischen Spannungen der Zeit, in dem auch ein Franz Kafka auftritt und mit Seghers die Implikationen des Jüdischseins diskutiert wie auch die Bedeutung des Schreibens vor und nach Auschwitz. Über-

*Sie hatten einander bald nach dem Krieg kennengelernt, beide mit der Erfahrung des Exils im Herzen.*

haupt erweist Cohen die zentralen Fragen der Zeit als solche, die mitten durch Anna Seghers hindurchgehen und sich in ihr zuspitzen zum ganz persönlichen Dilemma, ob sie in den geliebten Tropen bleiben oder mit ihrer Rückreise der stark empfundenen Verpflichtung, die DDR geistig und kulturell mit aufzubauen, nachkommen soll. «Sie ist keine Imstichlasserin, nein, das ist sie nicht. Solidarität ist der Grundakkord ihres Wesens und ihres Werks. [...] Ein unwiderstehlicher Gedanke: von der Gemeinschaft gebraucht zu werden.»

Wie steht es um solche Fragestellungen heute? Cohens Erzählung ist eine spannende und aufschlussreiche Gelegenheit, sich diese in ihren Grundfesten und Grundfragen ganz andere Welt von gestern noch einmal vor Augen zu führen.



Hoffnung auf Weichenstellungen: Autorin Seghers.

Seit 2018 gilt in Schweden die sogenannte Zustimmungsregel, die auch in der Schweiz angestrebt wird. Sex ohne ein klares Ja beider Partner wird damit automatisch zur Vergewaltigung, selbst wenn kein Nein zu hören und kein körperlicher Widerstand zu spüren war. Um sicherzustellen, dass diese Regel auch eingehalten wird, gibt es eine Handy-App, auf dem die Beteiligten mit einem grünen Button ihr Ja-Wort für 24 Stunden gleichsam zertifizierten Sex hinterlegen können.

### Parallelen zum Fall Spiess-Hegglin

Die App hätte in diesem Fall indes nicht weitergeholfen. Dass Ardin Assange ein Kondom reichte (überstreifen musste er es sich selber, etwas anderes wäre zu unterwürfig gewesen), konnte als «Druck auf den grünen Button» gewertet werden. Ihre Aversionen kamen eben erst später.

Ähnlich wie Jolanda Spiess-Hegglin damals in Zug macht auch Anna Ardin geltend, sie und ihre Kollegin hätten keine Verhaftung beabsichtigt, als sie zur Polizei gingen. Diese sei aber von einem Offizialdelikt ausgegangen und habe so ein Verfahren ausgelöst, das die Staatsanwaltschaft später einstellte. Und ähnlich wie Spiess-Hegglin trat auch Ardin die Flucht an die Öffentlichkeit an, als sie unter Beschuss geriet, und zwar vor allem von Seiten der eigenen Genossen: Während man es der Zugerin übelnahm, dass sie sich mit dem Klassenfeind eingelassen hatte, warf man der Schwedin vor, einen Verbündeten ans Messer geliefert zu haben. Dass sie dabei im Auftrag der US-Geheimdienste NSA oder CIA handelte, wie Assange behauptete, hat Ardin mit dem Buch aber glaubhaft widerlegt.

# Optimistischer Schwarzseher

Wolfgang Koydl

**Niall Ferguson: Doom.** Die grossen Katastrophen der Vergangenheit und einige Lehren für die Zukunft. Aus dem Englischen von Jürgen Neubauer. DVA. 592 S., Fr. 42.90

Katastrophen gehören für Historiker zum täglichen Geschäft: Kriege, der Kollaps von Reichen und Imperien oder schlicht die Kapriolen der Natur haben immer wieder den Lauf der Geschichte geprägt und in unerwartete Richtungen verschoben. Die Menschen standen geschockt daneben, gingen zugrunde oder mussten sich anpassen. Denn Katastrophen sind immer auch Momente der Wahrheit.

Es war also nur eine Frage der Zeit, bis einer der bekanntesten Historiker unserer Zeit Katastrophen in den Mittelpunkt eines eigenen Werkes stellte: Für Niall Ferguson, der schon an so gut wie jeder international renommierten angelsächsischen Universität lehrte, war die Corona-Pandemie der Auslöser für ein Buch, in dem er versucht, anhand grosser Katastrophen der Vergangenheit Lehren für die Zukunft abzuleiten.

## Graue Nashörner, schwarze Schwäne

Das Wort «Katastrophe» stammt aus dem griechischen Drama und bedeutete ursprünglich eine unerwartete Wendung der Handlung zum Schlechteren. Erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts nahm der Begriff die heutige Bedeutung eines umwälzenden, erschütternden und vernichtenden Ereignisses an. Doch Ferguson wählte als Titel auch für die deutsche Ausgabe das endzeitliche «Doom» – Weltuntergang. Eine stringente Chronologie globaler Katastrophen, vom Chicxulub-Krater in Yuktan vor 66 Millionen Jahren über die Justinianische Pest, all die Hungersnöte und Weltkriege bis hin zu Covid-19, bietet Ferguson nicht. Er führt eher erzählerisch durch die Geschichte der Beinahe-Weltuntergänge und konzentriert sich darauf, herauszuarbeiten, was eine Katastrophe ausmacht.

Demnach lässt sich Unheil grob in drei Kategorien unterteilen: graue Nashörner, schwarze Schwäne und Drachenkönige. Graue Nashörner sind vorhersehbare Katastrophen wie der Hurrikan Katrina oder die Finanzkrise von 2008. Schwarze Schwäne, wie sie Nassim Taleb definierte, sind Ereignisse, die man eigentlich hätte vorhersehen können, die dann aber ausser Kontrolle gerieten. Ferguson nennt den Ersten Weltkrieg und die Corona-Pandemie. Drachenkönige schliesslich sind Hyper-Katastrophen, die eine Spezies oder den ganzen Planeten an den Rand der Auslöschung bringen. Dazu dürfte der Ausbruch des vulkanischen



*Panik schürt Wahnsinn:* Historiker Ferguson.

Toba-Sees in Sumatra vor 75 000 Jahren gehören, der die Weltbevölkerung vermutlich auf 4000 Menschen dezimierte, darunter nur noch 500 gebärfähige Frauen.

Von Menschen gemachte Drachenkönige gab es bisher nicht. Sie müssten von aussen kommen, kosmischen Ursprungs sein. Aber Weltall und Sonnensystem hätten die Menschheit bisher «mit Samthandschuhen angefasst», schreibt Ferguson. Den sieben schlimmsten Pandemien erlagen jeweils nur zwischen 1 und

*Von Menschen gemachte Drachenkönige gab es bisher nicht. Sie müssten von aussen kommen.*

3 Prozent der Erdbevölkerung; den sieben blutigsten Kriegen der Weltgeschichte nur jeweils etwa 0,1 Prozent. Ein hoher Blutzoll, aber kein Auslöschungsereignis.

Mit fünf Parametern will Ferguson das Phänomen Katastrophe eingrenzen. So sind sie nach seinen Worten nicht vorhersehbar. Zwischen natürlichen und menschengemachten Unglücken gibt es keine eindeutigen Unterschiede. Erst der Mensch macht aus einem Naturereignis eine Katastrophe, wenn er am Fusse des Vulkans, an der Küste, im Erd-

bebengebiet siedelt. Ein Tsunami auf einer unbewohnten Insel ist keine Kurzmeldung wert.

Löst hingegen menschliches Versagen ein Unheil aus, liegen die Schwachpunkte laut Ferguson nicht an der Spitze der Entscheidungs pyramid, sondern weiter unten: nicht beim Erbauer des Kernkraftwerks, sondern beim diensthabenden Ingenieur. Für Punkt vier bietet Corona täglich neues Anschauungsmaterial: Physische Epidemien werden durch geistige Epidemien verstärkt. Panik schürt Wahnsinn.

Die Quintessenz: Die Menschheit im Allgemeinen und ihre politischen Entscheider im Besonderen täten gut daran, sich besser «allgemein paranoid» irgendeinen Katastrophenfall vorzustellen, als sich auf einen falschen Notfall vorzubereiten. Denn zum einen gebe es die Neigung, immer die letzte Krise auszufechten, anstatt sich eine neue Gefahr auszumalen; zum anderen befördere unser politisches System «zunehmend Menschen in verantwortungsvolle Positionen, die für Gefahren besonders blind erscheinen». Es stelle sich, so Ferguson, dringend die Frage nach der «Psychologie der politischen Inkompetenz».

Wie steht es also mit den Lehren für die Zukunft? Ferguson gibt sich zwar betont optimistisch, doch letztlich liefert er vor allem

Schwarzsehern Material. Da stellt er etwa auf der Grundlage seiner historischen Forschungen die Diagnose von der Unfähigkeit der Menschen, aus der Geschichte zu lernen. Und da zitiert er eine höchst beunruhigende Studie des Berkeley-Forschers Eliezer Yudkowsky, nach der sich der zur Zerstörung der Welt nötige Intelligenzquotient alle achtzehn Monate um einen Punkt verringert. Die Ansicht, dass auch ein Idiot den Weltuntergang auslösen kann, teilen freilich auch Laien.

Aus derlei Hypothesen und Annahmen lässt sich sogar errechnen, mit welcher Wahrscheinlichkeit die Menschheit in den nächsten hundert Jahren ausgelöscht wird – mithin zur Lebenszeit bereits geborener Säuglinge. Sie liegt bei eins zu sechs – dieselbe Chance wie beim russischen Roulette. Eigentlich gar nicht so schlecht, wenn man Optimist ist.

## Streifzug durch die nordische Literatur

Anton Beck

**Audur Ava Ólafsdóttir:** Miss Island.  
Aus dem Isländischen von Tina Flecken.  
Insel. 239 S., Fr. 33.90

Wer ein Buch über das Schreiben von Büchern schreibt, begibt sich auf dünnes Eis: Es kann schnell öde werden. Audur Ava Ólafsdóttir, eine preisgekrönte Autorin aus Island, hat mit ihrem Roman «Miss Island» diese Gefahr jedoch gekonnt umgangen. Ólafsdóttir erzählt die Geschichte von Hekla, einer jungen Frau, die im Island der 1960er Jahre den grossen Traum verfolgt, Schriftstellerin zu werden, sich als Kellnerin ihren Lebensunterhalt verdient und eine Beziehung mit einem Mann beginnt, den sie programmatisch nur «Dichter» nennt. Dabei stösst sie auf allerlei Sexisten, die ihr vorschlagen, sich doch für die Miss-Island-Wahl zu bewerben; Heklas schriftstellerische Ambitionen nehmen sie weniger ernst.

Anders als der Titel vermuten lässt, bleibt der Fokus des Romans auf Heklas Versuch gerichtet, sich als Schriftstellerin zu etablieren. Gespickt wird das mit Spaziergängen durch die Literaturgeschichte, vor allem durch die nordische. Karen Blixen, Tove Ditlevsen, Knut Hamsun finden ihren Platz im Buch wie auch der immer wieder auftauchende James Joyce. Für jene, die sich gern mit nordischer Literatur oder generell mit der Literaturgeschichte auseinandersetzen, mögen diese Verweise interessant sein, für alle anderen wirken sie wohl schnell langweilig.

Doch «Miss Island» sticht als Roman hervor, weil der Text auch andere Lesarten zulässt. Wer will, kann darin eine Liebeserzählung einer

Frau über all die Männer, die sie verführte, erkennen. «Eines Tages holte ich ihn von der frostigen, weissen Eiswolke ab, und wir assen unsere Pausenbrote draussen an der Mauer des Schlachthofs in der kühlen, klaren Herbstsonne. Wir verströmten einen kalten Geruch von Blut. Er war anders als die anderen Jungen und versuchte nicht, mich zu küssen. In diesem Moment beschloss ich, dass er der Erste sein sollte. In unserem spärlich besiedelten Bezirk kamen ohnehin nicht viele in Frage.»

### Appetit auf Pfannkuchen

Andererseits ist das Buch ein Streifzug durch die Nachkriegszeit Islands. Die allmählich in Schwung kommende Amerikanisierung zeigt sich nicht nur im Wunsch der Figuren, Englisch zu lernen, sondern auch am «Appetit auf



Pfannkuchen» oder an den Jungs, die Bomberjacken «wie die von James Dean» tragen. Selbst die berühmte Rede von Martin Luther King erhält ihren Platz.

Ólafsdóttir ist mit «Miss Island» ein Buch gelungen, an dem Literaturprofessoren ihre Freude haben werden. Nicht nur wegen all der Verweise, die auf jeder Seite schlummern, sondern auch, weil die Prosa der Geschichte immer wieder lyrisch erscheint: «Ich halte den Dirigentenstab in der Hand. / Ich kann einen Stern am schwarzen Firmament entfachen. / Ich kann ihn auch löschen. / Die Welt ist meine Erfindung.» Auch die Kapitel tragen Namen wie «Ein Satz ist dir wichtiger als mein Körper» oder «Wozu fliegen, wenn nicht, um Gott zu sehen?». Gerade letztere Frage hat Ólafsdóttir auf ihre ganz eigene Art interpretiert, so, als wolle sie herausfinden: wozu schreiben, wenn nicht, um den Preisverleihern und Gelehrten zu gefallen?

## Die Sprache Eliminiert

Im «Café de la Mairie» an der Place Saint-Sulpice in Paris hängt ein seltsames Schild, darauf steht: «Plac G org s P r c». Es ist eine Hommage des Künstlers Christophe Verdon an den bedeutenden Schriftsteller und Filmmacher Georges Perec (1936–1982), der unter anderem hier geschrieben hat. Das E fehlt mit gutem Grund. Perec, Mitglied der Autorengruppe Oulipo (Ouvroir de littérature potentielle – Werkstatt für potenzielle Literatur), hat den lipogramatischen Roman «La disparition» verfasst, in dem er konsequent auf den Vokal e verzichtete. Entsetzenerregend (mit 6 el) werden viele einen e-losen Roman finden, handelt es sich doch im Französischen wie im Deutschen um den häufigsten Buchstaben.

Ins Deutsche übertragen hat das Werk Eugen Helmlé, der später «Im Nachtzug nach Lyon» schrieb, dabei nicht nur auf das E, sondern auch auf das R verzichtend. Lipogramme, auch Leipogramme (griechisch *leipein* = weglassen, *gramma* = Buchstabe), sind Texte, in denen ein Buchstabe vermieden wird. Diese eher seltene literarische Sprachspielerei gibt es seit der Antike. Das Sprachkorsett erschwert einerseits das Schreiben, andererseits diktiert die Sprache weitgehend den Inhalt.

Das Gedicht mit dem Titel «Der Tag, an dem das verschwand» stammt vom Dichter und Zeichner Robert Gernhardt, Mitbegründer der Neuen Frankfurter Schule. Schon in der zweiten Zeile wird klar, um welchen Buchstaben es sich handelt: «Am Tag, an dem das verschwand, / da war die uft vo Kagen.» Vor ihm hat Friederike Kempner, zu ihrer Zeit als «schlesische Nachtigall» verspottet, «Gedichte ohne r» geschrieben. Mit dem Bändchen «Einige Gedichte ohne den Buchstaben R.» hat der Exzentriker Gottlob Wilhelm Burmann schon 1788 seine Abneigung gegen diesen Buchstaben kundgetan.

Sie möchten keine Buchstaben und schon gar nicht das E missen? Durchaus verständlich in Zeiten von E-Mail, E-Book, E-Business und E-Government. Entgegenkommenderweise (mit 7 el) kann ich Ihnen ein Pangramm anbieten, einen Satz, bestehend aus sämtlichen Buchstaben des Alphabets: Zwei Boxkämpfer jagen Eva quer durch Sylt. Fragen Sie mich bitte nicht, warum die das tun.

Max Wey

# Heimkehr in die Kunst

Tom Kummer ist der einstige *bad boy* des Journalismus.

Nun kommt ein Roman von ihm als nachtschwarzer Traum in Bern auf die Bühne.

Matthias Matussek

**Von schlechten Eltern:** Regie Tilmann Köhler.  
Nach dem Roman von Tom Kummer. Bühnen  
Bern, Vidmar 1. Premiere: 6. November 2021

Einzelnen sein, darum geht es. Ein Einzelner sein und es aushalten. Und wenn alle Stützen wegfallen, wenn alles Weitere weggestrichen ist und das Wesentliche aufscheint, dann beginnt das Leben, beginnt Literatur, beginnt Kunst. Gegen folgende erste Zeilen könnte selbst ein Hemingway wie ein Schwätzer wirken: «Landstrasse, Fahrtrichtung Osten. Kein Gegenverkehr. Tote Dörfer, als gäbe es Ausgangssperre. Ich streichle das Lenkrad, das Leder der Handschuhe knirscht leise. Mein Fahrgast diktiert das Reiseziel. Im Kopf fahre ich, wohin ich will.»

So beginnt Tom Kummer seine Gespenster-sonate «Von schlechten Eltern», er ist Chauffeur eines Luxuslimousinen-Unternehmens, das Botschafter und Besucher aus Drittweltländern durch die nächtliche Schweiz eskortieren lässt. Am Armaturenbrett ein Foto der Familie. Frau und zwei Kinder. Die Frau ist tot. Doch sie besucht ihn auf diesen *night trips*. Sie sucht ihn heim. Bezirzt ihn. Macht ihn heiss. Macht ihn verrückt, traurig, macht ihn todes-süchtig. Manchmal schliesst er bei rasender Fahrt die Augen und lässt das Lenkrad los. Fünf Sekunden ist sein Rekord.

## Alt gewordener Punk

Ein Fahrgast aus dem Senegal, selber Witwer, will von dem schweigsamen Fahrer wissen, ob er an ein Leben nach dem Tod glaubt.

«Daran glaube ich nicht, Monsieur.»

<Wieso glauben Sie nicht daran?>

<Menschen sind biologische Maschinen. Wir funktionieren. Nach dem Tod verrotten wir. Das ist alles.>

<Das glauben Sie?>

Ich lüge ihn an. Ich lüge alle an.»

Der Chauffeur kümmert sich um seinen jüngeren Sohn, der bei ihm lebt in Bern. Der ältere ist in Los Angeles geblieben nach dem Umzug. In Los Angeles starb die Mutter, Nina. Toms

nächtliche Fahrten, in deren ledergelasterten Luxus seine Fahrgäste die Welt der Bürgerkriege, der Flüchtlinge, der Millionengeschäfte dringen lassen, gedämpft wie durch eine schall-schluckende Membrane, diese nächtlichen Schauerfahrten bohren sich in den Kopf und in die Träume mit der meisterhaften Musikalität ihrer Sätze, mit ihrem Minimalismus; tatsächlich sind sie Nachtgesänge eines Orpheus, der weiss, dass er sich nicht umdrehen darf, und sie zeigen die Schweiz von ihrer schwarzen Unterseite.

Tom Kummers «Von schlechten Eltern» stand zu Recht auf der Shortlist des Schweizer Buchpreises und wird derzeit von dem neuen Team des Berner Stadttheaters auf die Bühne gebracht. Ob es durch die Bühnenfassung einen Mehrgehalt gibt?

«Wir sind ja Rückkehrer wie Tom», sagt die Chefdramaturgin Felicitas Zürcher, die die letzten Jahre im deutschen Ausland gearbeitet hatte, Düsseldorf, Dresden, in Berlin vor allem am Maxim-Gorki-Theater, knappe Mittel, grosse Ausstrahlung, so ähnlich wünscht sie sich das nun in Bern. Sie haben eine neue Nebelmaschine angeschafft.

Vor allem aber ist Tom Kummer ein Rückkehrer ins Establishment, ein Rückkehrer aus der sozialen Leprakolonie. Sein Gesicht erinnert an eine afrikanische Kriegermaske. Hoher ovaler Schädel, schmale Augen, breite Lippen, ansonsten kahl bis auf dieses drollige

Lockennest obendrauf, das der Künstler dahin geklebt hat, um den Touristen was Zusätzliches zu bieten.

So stand er da, als ich ihn an einem Fest mit vielen Medienleuten wiedertraf, wie ein höflicher Ausserirdischer, tatsächlich wie ein alt gewordener Wilder des Punk, und man weiss nicht genau, ob sein Lächeln wirklich Vertrauen schafft oder ob er nur die Zähne bleckt: Tom Kummer ganz in Schwarz, ja, er heisst auch noch so, düstere Figur.

## Bluthunde und Leibwächter

Früher mal ein *bad boy* des Journalismus, ein Star des neonschreienden New Journalism in den achtziger Jahren, ein Typ, der so viele Stars interviewte, bis er glaubte, selber einer zu sein, und begann, sich selber zu interviewen, und das in verschiedenen Rollen: als Mike Tyson

*Tom Kummer ist ein Rückkehrer ins Establishment, ein Rückkehrer aus der sozialen Leprakolonie.*

oder Pamela Anderson oder Sharon Stone; ebensolchen, nach denen unersättlicher Bedarf bestand in den Redaktionen von *Tempo* oder *SZ-Magazin* oder *Tages-Anzeiger-Magazin*. Sein Fehler: Er verschwieg, dass die Gespräche Eigenfabrikate waren.

Doch die verantwortlichen Blattmacher wollten diese erdachten Interviews so sehr, dass sie sich einredeten, dass Mike Tyson seine Antworten tatsächlich mit Einstein und Hemingway spickte, dass sich Sharon Stone über ihre lesbischen Fantasien ausliess und Pamela Anderson über Sartre. Tom, wir knien vor dir, das ist der Stoff, mehr davon! Und am meisten erstaunt darüber war Tom Kummer selber, dass diese Bluffs funktionierten.

Bis Tom Kummer, der Fälscher, aufflog.

Wir müssen das alles aus dem Weg räumen, bevor wir über das schreiben, was Tom Kummer in Wahrheit ist, ein Schriftsteller, der er schon als Reporter war, wenn er etwa eine Erzählung über die Beerdigung von Sean Penns Bruder





*Höflicher Ausserirdischer:* Autor Kummer.

Chris im Februar 2006 mit einer seitenlangen Meditation über weisse Hemden begann und über die erwachsenen Männer, die sie trugen, als das Kino noch erwachsen war. Und als man ihn vom Schreibtisch in Hamburg aus auf die Fersen von Michael Jackson jagte, gab es jede Menge Bluthunde und Leibwächter und Ma-

növer auf dem Freeway, und schliesslich geht das alles über in eine Fantasy-Kino-Jagd, in der er über Kühlerhauben hechtet.

Preisfrage auf dem Fest unter den Journalisten: Was unterscheidet eigentlich Tom Kummer von Claas Relotius, der den *Spiegel* jahrelang mit erfundenem Mainstream-Pudding

belieferte und dafür mit Preisen überhäuft wurde?

Die Relotius-Melange eben, in der einem Flüchtlingsmädchen im Traum Angela Merkel erscheint oder in der Trump wählende Rednecks an der mexikanischen Grenze Jagd auf Menschen machen, dumpfe Analphabeten, die nie das Meer gesehen haben, dieses Zeug

*Man weiss nicht genau, ob sein Lächeln wirklich Vertrauen schafft oder ob er nur die Zähne bleckt.*

eben, das unser völlig entgleister Betrieb schlürft wie Austern, weshalb er ihn mit Preisen überhäufte.

Meine Antwort wäre: Tom Kummer ist von Relotius so weit entfernt wie Kunst von Kitsch. Wie der Einzelne von der Mehrheit. Wie der Krieger von der Meute.

Seine Bewerbung bei Markus Peichls *Tempo* bestand aus einem Filmschnipsel, auf dem er Molotowcocktails gegen die Berliner Mauer schmeisst. Peichl war überzeugt. Allerdings nicht wach genug, um zu kapieren, dass dieser Punk seine Mollis auch gegen den absurden Star-Hunger der Lifestyle-Magazine ballern würde, indem er ins Absurde übertreibt.

### Nummer drei im Ü60-Tennis

Ich mochte ihn auf Anhieb, als er mich mit seiner Frau Nina und den beiden Söhnen 2006 in Hamburg besuchte, weil ich in seinen Fälschungen die Kunstaktion witterte und ohnehin eine Schwäche für Ausgestossene habe, und es war Nina, diese zugewandte hübsche junge Mutter, unter deren Energiefeld die Familie stand, trotz Kaffee und Kuchen, viel Gelächter und Branchengequatsche und die Söhne mit dem meinem bald vor irgendeinem Ballerspiel im Kinderzimmer. Ein sonniger Nachmittag.

Acht Jahre später stirbt Nina an Krebs, und Tom schreibt sein grosses Totenbuch über Nina und die Liebe («Nina und Tom»), über ihr Kennenlernen in Barcelona und Punk in Berlin und Nan Goldin, die ihn fotografiert für ihre Serie «The Ballad of Sexual Dependency», und über das Sterben und die anhaltende erotische Gier aufeinander und über Los Angeles im fahlen ewigen Sommerlicht: Nichts Ehrlicheres ist je geschrieben worden, falls wir Ehrlichkeit zum Kriterium für Kunst machen wollen. Nina, die Schöne, die Schwierige, die ihm an Radikalität Ebenbürtige. Es war ein hinreissend zärtliches Requiem, dessen Notenlinien aus Stacheldraht gespannt waren. Eine Supernova erlosch.

Was ist das eigentlich, Kunst?

Bevor wir diese reichlich zerkaute Theaterkantinenfrage beantworten, führt er mich zuerst mal durch seine neue Heimat Bern, die so schön aufgeräumt ist wie ein frisch gestärktes weisses Tischtuch mit Blumenschmuck. >>>

Er ist gut drauf: Gerade hat er den dritten Platz in der Schweizer Seniorenmeisterschaft der Ü60 im Tennis gemacht. Ja, er ist sportlich. Gute Gene: Sein Vater war Tennisspieler, Skirennfahrer. Als er starb, war Tom zwölf. Mit achtzehn er musste einfach raus aus Bern, hatte er sich ein Scholarship am Pan-Am-College in Texas erspielt, in Brownsville, bei McAllen, wo er gleich die Nummer eins weggeputzt hatte.

Später trieb es ihn nach New York, es war das Jahr, als Fassbinder starb und Enzensberger sein Magazin *Transatlantik* gründete, für das Tom Kummer auf Anraten Ninas einen Text lieferte, Themenschwerpunkt Sport, ein Wettbewerb, Tom schrieb über Tennis, über ein erfundenes Viertelfinale zwischen John McEnroe und Joakim Nyström, das Ergebnis spielt keine Rolle, die Geschichte ist vor allem anhand der TV-Bilder erzählt, die die Kamera bei einem Roland-Garros-Spiel von den Zuschauerrängen lieferte.

### Welthunger, Trash und Pop

Erheblicher Bruch übrigens, denn McEnroe spuckt auf den Betonbelag von Flushing Meadows, aber das French Open in Roland Garros ist ein Sandplatzturnier. Doch da sich *Transatlantik* ohnehin der Fiktion, der *Short Story* verschrieben hatte und dort keiner eine Ahnung vom Tennis hatte, gewann Tom den Preis des ausgeschriebenen Wettbewerbs.

«Warum hast du nicht gleich eine echte Vorlage genommen? Die Kunstfälschung ist doch viel mühsamer als das Echte?»

«Keine Ahnung», sagt er.

«Tom, du bist verrückt.»

«Kann sein.»

Klingt desinteressiert.

Man konnte also tatsächlich Geld mit Journalismus verdienen. Genug, um in L.A. zu leben und eine Familie zu gründen. Denn danach kam das *Tempo*-Magazin. Danach das *SZ-Magazin*. Danach das *Tages-Anzeiger-Magazin* und viele, viele andere. Wer wissen will, wie man einen Autor wie Richard Ford verstehen kann, aus seinen Büchern und seinem Squash-Spiel, wie es in Michael Jacksons Mülltonne

«Tom, du bist verrückt.»

«Kann sein.»

Klingt desinteressiert.

aussieht und was Britney Spears' Friseur während eines Shootings auf einer Jacht über Gott und die Welt denkt, der greife zu Tom Kummers «Reportagen & Porträts 1987–2016. Werk Ausgabe Part One». Ein Ziegelstein an Welthunger und Trash und Pop, an Neugier, an Geistesblitzen und Kurzweil, er hat noch genug Material für Part Two.

Wer ist Tom Kummer? Der Künstler, der Blender, der Scheisskerl, der Sportler, der Familienvater, der Liebhaber? Vielleicht weiss er es selber nicht.

Bern, der Zytglogge, das Bundeshaus, die Altstadt, das Casino und die Sonne, die alles noch freundlicher macht, wir essen Ceviche in einem Strassencafé, roher, scharf gewürzter Fisch, Tom kocht gern exotisch. Zeit für Politik. Soll man die Afghanen ins Land lassen? «Ich fände es spannend, wenn sich die Schweiz mal testet, indem sie Hunderttausende von denen aufnimmt.» Womit geklärt wäre, dass Tom genauso irre ist wie die meisten linken Künstler in unserer Sub-

ventionskultur, die gerne mal – besonders im Sinne der «Humanität» – Experimente auf Kosten der Allgemeinheit anstellen.

Nein, Afghanen kennt er jetzt nicht persönlich, aber er würde sie ja kennenlernen. Und er sagt das alles, obwohl er weiss, dass er mich damit auf die Palme bringt, und ich muss auf meinen Blutdruck achten!

Offenbar hat er nicht die geringste Angst davor, dass ich ihn am Computer später fertigmache, wie es durchaus vorkommt in unserer Branche, und ich kann ein Lied davon singen. Als Opfer dieser Praxis. Mehrere!

### Zärtlicher Vater

Er führt mich in die Tiefgarage mit den Luxuslimousinen, hier hat er zwei Nächte recherchiert, und mit einem Range-Rover-SUV mit versenkbaren Türgriffen und Display mit den Ausmassen eines Mischpults fahren wir kurz darauf zum Asia-Supermarkt. Kokosmilch, Soja, Tofu und anderes Zeug landen im Korb (später wird er mir ein Foto vom Grillieren im Freien schicken, mit seinem Sohn Jack, 17; der andere, Henry, 22, lebt in New York und assistiert dem Schweizer Künstler Urs Fischer).

All das macht den Eindruck, dass Tom vor allem eines ist: ein sehr umsichtiger und zärtlicher Vater. Im Buch steigt er nach seinen Schichten oft zu seinem noch schlafenden Sohn ins Bett, hier heisst er Vince, er drückt sich an ihn, streichelt ihn, er ist ganz bestimmt nicht «von schlechten Eltern», höchstens in den Augen des wachsamen Nachbarn von Nummer 42 in seinem Wohnblock, weil er nächtelang weg ist.

Mir kam John Lennons Liebeserklärung an seinen Sohn Sean in den Sinn bei diesen Passagen im Bett, «Close your eyes / Have no fear / The monster's gone / He's on the run / And your daddy's here [...]», es war Lennons letzte Platte, bevor er erschossen wurde, und Sean war sehr viel jünger, als es Vince im Buch ist, aber es passt trotzdem.

Seine Wohnung ist eine saubere, moderne Wabe, leer bis auf ein Sofa, Fernseher auf dem Boden und Stapel von Vinylplatten, Bücher daneben. Kinoplakate im Zimmer des Sohnes «2001: A Space Odyssey» und «Vertigo», und ein Poster «Les Beatles à Paris» (1964, im «Olympia»), ein Mannschaftsbild des FC Barcelona aus den frühen 1970er Jahren, Geschenk von Nina, Tennissachen in einer Ecke, das ist alles.

Nein, fast hätte ich den weissen Elefanten unerwähnt gelassen: ein Turm aus Büchern, mitten im kahlen Raum, ein Stapel, der sich in die Höhe windet wie die Rauchfahne eines Lagerfeuers, sein Buch «Von schlechten Eltern». Darauf der rote Sticker mit dem Buchpreis-Aufdruck.

Ich stelle mir vor, dass es ihn wärmt, den alten Krieger. Einen Winter lang.

## FOKUSKMU

Die Sendung für Wirtschaft & Gesellschaft

### Wiedereingliederung: So vorbildlich sind KMU

Ab Montag, 1. November, täglich ab 17.30 Uhr auf



und ab Montag, 8. November, täglich ab 17.20 Uhr auf



www.fokus-kmu.tv



Sponsoringpartner



WORTSPEKTAKEI  
Regula Grauwiller und Stefan Gubser



WORTSPEKTELCH

# BELTRACCHI UNVERFÄLSCHT SZENISCHE LESUNG

20.11.2021  
18.30 Uhr

Tonhalle Zürich | Grosser Saal



Wie Helene und Wolfgang Beltracchi  
die Kunstwelt narren – eine  
kriminell schöne Liebesgeschichte!

17.30 Uhr Einlass

Kunstaussstellung | Kleiner Saal

In Anwesenheit von Wolfgang Beltracchi

Dramaturgie: Domenico Blass

Regie: Michael Steiner

Tickets: [tonhallezuerich.ch](https://tonhallezuerich.ch)

Mit Auszügen aus den Büchern „Einschluss mit Engeln“ und „Selbstportrait“ von Helene und Wolfgang Beltracchi  
Erschienen im Rowohlt Verlag | Fotos mit freundlicher Unterstützung von Alberto Venzago

# Wandlungen eines Kampfhahns

Clint Eastwood steht mit 91 Jahren in seiner 40. Regiearbeit noch einmal vor der Kamera: Seine Rollen sind Spiegel seines Lebens.

Wolfram Knorr

**Cry Macho (USA, 2021).** Von Clint Eastwood. Mit Eduardo Minetti, Clint Eastwood, Natalia Traven, Fernanda Urrejola

An einer kleinen mexikanisch-amerikanischen Grenzstation schickt Mike Milo den dreizehnjährigen Rafo zum Vater in die USA: «Geh, dort drüben ist die Freiheit.» Mike bleibt in Mexiko – wo er einst, mit der Zigarillo zwischen den Zähnen und kalten Augen unter der speckigen Hutkrempe, als namenloser «Fremder» («High Plains Drifter») wütete. Mike ist Clint Eastwood und verzichtet auf die Freiheit? Der hartgesottene Republikaner, dem die Freiheit nicht frei genug sein konnte und der als «Dirty Harry» durchsetzte, was er darunter verstand? Seinen Widersachern den Abschiedsgruss «You made my day» mit ins Jenseits gab? Sich zu guter Letzt in massloser Selbstüberschätzung als Revolverheld auch noch zum Jesus geschundener Minenarbeiter stilisierte? Diese Mischung aus Kotzbrocken und Hagestolz schickt einen Dreizehnjährigen in jenes gelobte Land, und er kehrt ihm den Rücken, um bei einer Mexikanerin und ihren Kindern ein Zuhause zu finden? Irre geworden, der Mann? Nein, nur 91 Jahre alt. «Cry Macho» heisst sein 40. Opus in Personalunion: Produzent, Regie und – Hauptrolle!

## Die Jugend muss hin, aber nicht er

«Cry Macho» ist die Erkenntnis (und vielleicht auch die Altersweisheit), einen Ort gefunden zu haben, der Begrenzung und Intensivierung zugleich ist, ein Zentrum, fern von ewiger Hast. Die Lust, sich genüsslich fallen zu lassen und genügsam zu sein, bei einem Kerl, der das eigentlich nicht kann, ist von charmanter Alterswitz. Die Vorlage war ideal dafür. Sie stammt von Richard Nash und ist uralte. Bereits Mitte der 1970er Jahre kursierte das Drehbuch in Hollywood, und von tollen Besetzungen wurde geschwärmt. Robert Mitchum war im Gespräch, Roy Scheider, Pierce Brosnan, Arnold Schwarzenegger und andere. Realisiert

wurde der Buddy-Stoff, das Roadmovie um einen Dreizehnjährigen, der zum Vater in die USA gebracht werden soll, nie. Auch als es 1979 in die Hände von Eastwood fiel, blieb es liegen. Er hatte keine Lust, es passte nicht. Zwar arbeitete es Nash um, aber entstaubt hat er es nicht, und Eastwood kam das Abgehangene zupass. Es ist eine total entschleunigte Story, die sich nur ein lebendes Hollywood-Denkmal leisten kann. Jedem anderen würde dieses Drehbuch wohl um die Ohren gehauen. Eastwood hat das Tempo seiner Filme mit zunehmendem Alter sowieso sukzessive gegen den allgemeinen Trend immer mehr zurückgenommen.

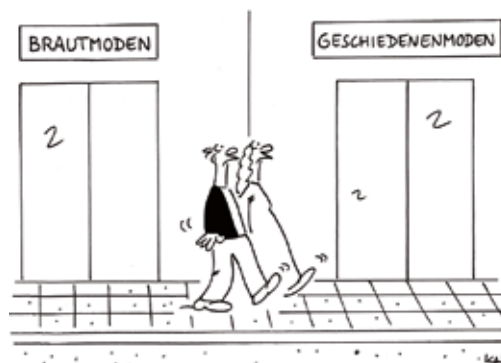
«Cry Macho» ist kurz vor dem Stillstand. Weltschmerz verströmt gleich zu Beginn mit büffelledrigem Country-Music-Timbre Will Banister: «Lord, I've made my share of mistakes», sonort er und erzählt von den zahllosen Fehlern, die man im Leben macht, während in einem klapprigen Ford Mike Milo durch eine satte texanische Herbstlandschaft fährt. Mike ist ein Ex-Rodeo-Star, der nach Schicksalsschlägen bei einem Farmer und Pferdezüchter unterkam und seinem Chef einen letzten Dienst erfüllen muss: dessen Sohn Rafo (Eduardo Minetti) den Klauen der in Mexiko lebenden Mutter zu entreissen. Die Rabenmutter hat mehr Interesse an Alkohol und Männern als an ihrem halbwüchsigen Filius, der sich mit einem Kampfhahn bei Hahnenkämpfen rumtreibt. Ziehen lassen will sie ihn trotzdem nicht.

Mit lässiger Lakonie schafft es Mike, auch wenn die Mama ihn und Rafo verfolgen lässt.

Muss ja ein wenig Spannung rein; auch mexikanische Bullen kreuzen den Trip der beiden. Und wie bei jedem Buddy-Film vertragen sie sich erst mal nicht, der Junge mit seinem Kampfhahn, den er der Einfachheit halber Macho nennt, und der hagere, staksige, mürrische Alte, dessen Gang die blasierte Lässigkeit aus früheren Jahren nur noch ahnen lässt. Beim abendlichen Lagerfeuer schwärmt der Junge von Machos, und Mike wirft ihm einen langen, viel-sagenden Blick zu. Da braucht es keine Worte, keine Rückblende, sein Blick reicht: In den Gesichtsfalten und im sanften Lächeln schimmert die Erinnerung an sein Leben als einstiger autarker Kampfhahn, der im Poncho mit dem Sechsschüssigen eine blanke Antwort für jedes Problem hatte. Als «Joe, der Fremde» war er der wandelnde Macho («Per un pugno di dollari», 1964), als Sheriff Walt Coogan («Coogan's Bluff», 1968) jagte er einen Verbrecher mit verbissener Gnaden- und Rücksichtslosigkeit.

Da formte er sich schon zum «Dirty Harry» (1971), für den er gehasst und gescholten wurde. Ein Mann der Gewissheiten, mit einer klaren Einstellung zu einer Gesellschaftspolitik, die für ihn keine rechtliche wie moralische Talsohle erkennen liess, weshalb er seine eigene schuf und durchgriff. Mit Kant und Konsorten konnte er sein Handeln nicht rechtfertigen, mit Walt Whitman und seinen «Gesängen» («Ich hörte, ihr wollt die Neue Welt erklärt haben, Amerika und seine athletische Demokratie») auf jeden Fall. In «The Gauntlet» (1977) wird er als Bulle von einer emanzipierten Hure begleitet und von der Oberwie Unterwelt gejagt. Seine Unabhängigkeit bekam erste Risse. Nur seine unbeugsame Sturheit hielt ihn aufrecht gegen ein immer tiefer sinkendes gesellschaftliches Niveau.

Kein Schauspieler und Regisseur hat seinen eigenen Alterungs- und Reifeprozess auf so faszinierende und geradezu authentische Weise mit seinen Rollen dokumentiert wie Clint Eastwood. Seit 1964, abgesehen von ersten Gehversuchen und TV-Serienrollen wie «Rawhide», verkörperte er den Macho, der niemals aufgibt, wurde er zum Monument eines glorreichen Individualismus, der mit zunehmendem Alter







*Fast ein Abschied:* Perfektionist Eastwood.

nachsichtiger und einsichtiger den komplexen Problemen gegenüber wurde. Skepsis und Toleranz bestimmten sein Verhalten. Gut und böse, wahr und falsch, schwarz und weiss, derartige Savonarola-Gebärden legte er von Film zu Film ab. In seinem Oscar-prämierten Spätwestern «Unforgiven» (1992) brach er mit den Westernklischees, und in «Space Cowboys» (2000) verspottete er Rentner-Heroik. «Gran Torino» (2008) war eine erste auffallende Zäsur: Als rechter Ami-Grantler meckert er über den Zuzug asiatischer Flüchtlinge in sein Quartier, hisst aus Trotz täglich die US-Flagge und äussert sich abfällig über die Auswanderer. Doch weil die jungen Asiaten seinen Gran Torino in der Garage bewundern, überwindet der Alte sein Schwarzweissdenken, erkennt es als Sackgasse und freundet sich mit den Nachbarn an. Es gibt eben viele Schattierungen zwischen Schwarz und Weiss. Zum Beispiel Toleranz. Bei den Ex-Kriegsfeinden lernt er sie kennen.

Metamorphosen der Seele, Phasen der Reifung, der Abgeklärtheit – Eastwood, Star und *auteur* zugleich, hat diesen Erfahrungs- und Lebens-Prozess mit hintergründigem Vergnügen in seine Filmplots gewoben. Dass auch das Alter noch einen Hunger nach Neuem, nach Überwindung verkalkter Konventionen weckt, zeigte er mit seinem zahlreich prämierten «Million Dollar Baby» (2004). Als Boxtrainer hatte er mit seinen Schützlingen noch nie so richtig Erfolg, da schneit ausgerechnet eine Frau, die

31-jährige Kellnerin Maggie, in sein Studio und will trainiert werden. Eine Frau – und dann noch so alt? Nie und nimmer. Er lehnt ab. Bis ihr Wille, ihre Besessenheit ihn so beeindruckt, dass er mit ihr arbeitet – bis zum tragischen Ende. Seine Wandlung von Starrköpfigkeit zu Akzeptanz einer Frau im Boxring wird zum faszinierenden Psychodrama. Die Fähigkeit, Vorurteile zu

*Nur seine unbeugsame Sturheit hielt ihn aufrecht gegen ein immer tiefer sinkendes gesellschaftliches Niveau.*

überwinden, Versäumnisse und Fehler anzuerkennen, stellte sich mit den Altersrollen ein. Er war ein ideologisch vernagelter Kopf, der nichts reinliess, was seinem Weltbild nicht entsprach. Von dieser Sturheit abzuweichen und dabei sein Pokerface zu behalten, seine Psyche so zu verschanzten, dass nichts mehr nach aussen dringt, das war und ist die grosse und unnachahmliche Kunst Eastwoods.

#### **Spiel mit der Eitelkeit**

In «Cry Macho» will er mit grobianischer Verschmitztheit noch mal seinen Hunger stillen. Manche mögen es peinlich finden, wenn die Mutter von Rafo mit anzüglicher Miene den Alten auf ihr Bett bittet oder die mexikanische Wirtin, bei der Mike und Rafo ein paar Tage verbringen, ihn anhimmelt – einen Neunzig-

jährigen? Es ist ein Spiel mit der Eitelkeit, und das hat er gerne gespielt, am melodramatischsten in «The Bridges of Madison County» (1995). Ein Durchreisender trifft auf eine schwermütige Mittvierzigerin. Aus dem Verführer wird ein Schwerenöter, der die grosse, aber von Euphorie befreite Liebe zelebriert.

Für einen Perfektionisten wie Eastwood ist «Cry Macho» irritierend nachlässig inszeniert. Am Anfang seiner Karriere, als er noch unter fremder Regie spielte, zog er sich nie in den Wohnwagen zurück, sondern trieb sich bei den Kameraleuten herum, um zu lernen, zu begreifen, warum diese und nicht eine andere Einstellung gewählt wurde. Er war ehrgeizig, Action-Spezialist Don Siegel, mit dem er fünf Filme drehte, darunter «Dirty Harry», wurde sein Lehrmeister und ermunterte ihn zur Regie. «Play Misty for Me» (1971), ein Krimi, in dem er natürlich die Hauptrolle spielte, war seine erste Regie. Fünfzig Jahre liegen zwischen diesem Debüt und «Cry Macho».

Was er dazwischen mit grossem Engagement schuf, vom «Namenlosen» über «Dirty Harry» und den eisenharten Republikaner bis zum milden, verständnisvollen Methusalem, ist ein unterhaltsames wie künstlerisch ehrgeiziges Leben, das er mit seinen Alter Egos auf die Leinwand zauberte. Der hagere Greis muss nichts mehr beweisen, weshalb «Cry Macho», von skurriler Melancholie, fast einem Abschied nahekommend.

## Kunst

# Er fürchtete weder Tod noch Teufel

Rolf Hürzeler

Courbet – Träume eines Realisten:

Sammlung Oskar Reinhart «Am Römerholz», Winterthur. Bis 2. 1. 2022

Der Mann wusste stets, was er sich schuldig ist. Der französische Künstler Gustave Courbet (1819–1877) malte sich als verletzten Helden mit einem roten Fleck auf der Brust, was auf ein Duell hindeutet. Sein Gesicht wirkt würdevoll; hier liegt einer, der weder Tod noch Teufel fürchtet. Er muss diese Selbstdarstellung geliebt haben. Denn es handelt sich bei dem Gemälde um die Neuauflage eines Bildes aus dem Jahr 1844. In der ursprünglichen Fassung schmiegte sich noch seine Geliebte Virginie Binet an seine Schulter. Doch sie hielt es im richtigen Leben nicht lange aus neben ihm und verliess ihn.

Das Gemälde «Der Verwundete» ist derzeit in der Winterthurer Sammlung Oskar Reinhart «Am Römerholz» zu sehen. Die Ausstellung

Der bei Besançon in der Franche-Comté geborene Courbet war einer, der den Streit suchte – mit dem künstlerischen Establishment des Pariser Salons, mit Geldgebern oder politischen Gegnern. Er verabscheute die Restauration unter Napoleon III. und musste schliesslich aus politischen Gründen in die Schweiz, nach La Tour-de-Peilz am Genfersee, flüchten.

### Liebäugeln mit der Romantik

Courbet verstand sich als künstlerischer Erneuerer und gilt als ein Wegbereiter des Impressionismus. Er litt zwar darunter, dass der tonangebende Pariser Salon nur einzelne seiner Werke akzeptierte, als zu vulgär galt seine Kunst. Aber der Künstler war zu keinen Konzessionen an den herrschenden Publikumsgeschmack bereit. Courbet eröffnete deshalb mit Gleichgesinnten einen Pavillon du Réalisme, den er als richtungweisend für die Entwicklung der Kunst verstand. Er schlug mit seinen Werken eine Brücke vom Realismus zur klassischen Moderne und liebäugelte im wörtlichen Sinn mit der Romantik.

Für diese fast zärtliche Seite Courbets steht das Bild «Die Hängematte» mit einer halb-nackten Schlafenden. Die junge Frau ist an-

also unklar, ob die Schöne sich Kinderfreuden hingeben will oder diese vermeiden möchte.

Ebenso wichtig für das Verständnis von Courbet ist das Porträt des Dichters und Gesellschaftskritikers Gustave Mathieu in dieser Ausstellung. Der kahlköpfige Mann blickt den Betrachter distanziert an. Er verkörpert den Habitus des selbstbewussten Republikaners, der sich von der Obrigkeit nichts sagen lässt. Mathieu gehörte zusammen mit dem Früh-

### *Die Ausstellung erinnert an eine ausserordentliche Figur der Malerei im 19. Jahrhundert.*

sozialisten Pierre-Joseph Proudhon zum politischen Umfeld, in dem sich Courbet bewegte.

Besonders Proudhon fühlte er sich engverbunden und sah in ihm einen im Geiste Verwandten, wie der österreichische Schriftsteller Bernd Schuchter in seiner kürzlich erschienenen fiktionalen Biografie über «Gustave Courbet und der Blick der Verzweifelten» schrieb: «Nur als Anarchist, frei von aller Herrschaft, fühlte er sich wohl.» Als Proudhon mit 56 Jahren frühzeitig verstarb, sorgte sich Courbet um die finanzielle Sicherheit der Witwe. Das war bemerkenswert, denn der Künstler litt selbst unter ständiger Geldnot.

Courbet unterstützte nach dem Sturz des ungeliebten Napoleon III. die Pariser Kommune. Er gehörte zu der Gruppe der Aufständischen, die die Siegestsäule auf der Place Vendôme stürzten. Die neuen Herren der Dritten Republik verkürzten Courbet dazu, den Wiederaufbau zu bezahlen. Er wusste, dass dieses Verdikt seinen Ruin bedeutete, und verbrachte deshalb seine letzten vier Jahre in der Schweiz.

Eine kleinformatige Version seines Bildes «Die Steinklopfer» hängt ebenfalls in der Reinhart-Sammlung. Hier kommt Courbet dem sozialkritischen Realismus am nächsten. Das Bild fand zu seinem Entzücken das Missfallen des Establishments. Es zeigt einen jungen und einen alten Arbeiter, die Pflastersteine für den Strassenbau schlagen. Man spürt ihre Mühsal, aber Courbet verstand es, ihnen Würde zu verleihen.

Auf einen anderen Courbet lassen zwei Gemälde mit Wellen vor der Küste der Normandie schliessen. Er weilte im Künstlerdorf Etretat in den Falaises, wo er den jungen Claude Monet kennenlernte. Courbet setzte hier auf verkäufliche Kunst, aber eben nicht nur: «Die Woge» zeugt von einer Urkraft der Natur, dem menschlichen Einfluss entrückt.

Die kleine Winterthurer Ausstellung mit der hochkarätigen Kunst von Courbet lohnt den Besuch: Sie vermittelt einen überzeugenden Einstieg ins Werk dieses ausserordentlichen Malers.



Zärtliche Seite: Gustave Courbet, «Die Hängematte» (1844).

erinnert an eine ausserordentliche Figur der Malerei im 19. Jahrhundert – menschlich wie künstlerisch. Die kleine Schau dokumentiert die Entwicklung von Courbet anhand exemplarischer Bilder. Sie ermöglicht einen leichtverständlichen Zugang zu einem widersprüchlichen Künstler, der sich oftmals selbst im Wege stand.

scheinend in ihre Träume versunken, liegt allerdings in einer ziemlich unbequemen Haltung auf der Stoffbahn. Rundum ist Wald, der Versteck und Bedrohung in einem verspricht. Das Bild ist erotisch aufgeladen; im Haar der Frau hängt Schmerzwurz. Dieser diente im Volksglauben der Empfängnisverhütung ebenso wie der Erfüllung eines Kinderwunschs. Es bleibt



*Furioso von Verulkungen:* Comedian Chappelle.

## Comedy Transphobiker oder Humanist?

Marc Neumann

Dave Chappelle: «The Closer». Auf Netflix

Washington DC

Dave Chappelles letztes Comedy-Special zeigt Wirkung: Trans-Leute seien seinetwegen «miten in einem Holocaust», so der nicht genderkonforme Filmemacher Joey Soloway an einem Protest und Warnstreik am 20. Oktober in Los Angeles gegen die angebliche Transphobie von Chappelles Netflix-Special «The Closer». Das ist selbst in Zeiten, da der tägliche Shitstorm dazugehört, starker Tobak. Und bei schätzungsweise 1,4 Millionen sich als transfühlenden Erwachsenen in den USA ein unsäglich schiefer, an Geschmacklosigkeit nicht zu überbietender Vergleich. Welche Geschmacklosigkeit aber bewegt die Trans-Gemüter seit bald drei Wochen, nachdem Netflix am 5. Oktober «The Closer», das letzte von Chappelles sechs Comedy-Specials, online gestellt hat? Warum fühlen sie sich bemüsst, derart grobes rhetorisches Geschütz aufzufahren?

Vordergründig wegen Kümernissen von Transmenschen in der Belegschaft von Netflix. Chappelles als beleidigend empfundene Witze über die Trans-Community belasteten ihr Arbeitsverhältnis. Aus Protest hatten Trans-Net-

flixer Managementsitzungen gesprengt und Geschäftsinformationen (wie den Preis von 24 Millionen Dollar, den Netflix für «The Closer» zahlte) an die Presse weitergegeben – worauf das Unternehmen mit Kündigungen reagierte. Daraufhin teilte die gewerkschaftsähnliche Interessensgemeinschaft Trans\*Netflix mit, sie wende sich dagegen, dass Netflix mit der Programmierung und Monetarisierung von Sendungen wie «The Closer» Transmenschen im Angestelltenverhältnis Leid zufüge und Gewalt und Intoleranz gegen sie Vorschub leiste. Abhilfe schaffen sollten neue, transfreundliche Richtlinien sowie Massnahmen zur Gewährleistung der Sicherheit und eines guten Klimas für Trans-Angestellte.

### Ohne Rücksicht auf Verluste

Chappelle und seine Show sollten nicht gecancelt werden. Dennoch thront der Schatten der Transphobie in Chappelles satirischer Comedy über der Angelegenheit, in deren Rahmen ein paar Dutzend Trans-Aktivistinnen mehr Aufmerksamkeit erhalten als die Pandemie, Präsident Bidens Infrastrukturplan oder Steve Bannons Rolle beim Sturm aufs Kapitol. Denn das Tohuwabohu hat möglicherweise Signalwirkung für die Zukunft von Comedy. Wird sich ein Content-Anbieter wie Netflix in Zukunft noch trauen, Komikern wie Chappelle eine Carte blanche zu geben, die Freiheit, in der satirischen Rede jedes Thema und jede Gruppe ohne Rücksicht auf – transfeindlich empfundene – Verluste aufs Korn zu nehmen?

Wer sich Chappelles Programm anschaut, sieht schnell, dass es ihm genau darum geht. «The Closer» ist zuallererst ein Furioso von Verulkungen von allem und jedem. Bis zur ersten Erwähnung von Transmenschen vergehen im gut einstündigen Programm 34 Minuten, in denen kaum jemand nicht veräppelt wird: Asiaten als Corona-Metaphern, verschwörerische Weltraum-Juden, schwarze und weiße Homosexuelle, weiße Hippie-Striptänzerinnen in Ohio, der Rapper DaBaby und Martin Luther King – sie alle werden von Chappelle gleichberechtigt und rücksichtslos (und allesamt freizügig mit dem N-Wort geziert) durch den Kakao gezogen.

Chappelle warnt das Publikum mehrmals, dass von der Flut seiner Volten und Brüche niemand verschont bleibe. Sein Ziel ist das Ausloten von Bigotterie aller Art (auch seiner eigenen) durch Überschreitung des guten Geschmacks. So geht gute Comedy.

### Der wahre Humanist

Gewiss widmet Chappelle die letzte halbe Stunde der Trans-Community, lässt gezielt keinen Fettnapf aus, um sich über ihre Empfindlichkeit, ihr Beleidigtsein und ihre Widersprüche zu mokieren. Aber er steuert dabei auf eine todernste Sache zu: den Selbstmord von Daphne Dorman, einer Transfrau und Komikerin, mit der er eine persönliche und berufliche Beziehung pflegte, weshalb sie sich derart brutalen Anfeindungen aus den Reihen von Trans-Aktivistinnen ausgesetzt sah, dass sie vom Dach eines Hauses in den Freitod sprang. Chappelles Message ist klar: Nicht der angeblich «transphobe Komiker David

### Trans-Netflixer hatten Managementsitzungen aus Protest gesprengt.

Chappelle», sondern ein Online-Trans-Mob hat Daphne auf dem Gewissen.

Bei der Ankündigung, dass ihr Freund und Mentor Chappelle einen Treuhandfonds für die verwaiste Tochter Daphnes eingerichtet hat, bleibt nicht nur kein Auge trocken. Es wird auch dem Letzten klar, dass das provokante Metier des echten Komikers es eben nicht ist, nach unten auf Schwächere einzutreten, so die oft gehörte Klage von Antidiskriminierungsaktivisten. Dies ist extremistischen Eiferern, gerade den identitätspolitisch stramm korrekten, vorbehalten. Davon sind Chappelle und «seine Leute», die Stand-up-Comedians, denkbar weit entfernt.

Wer Chappelles «The Closer» aufmerksam betrachtet, kann das schon in der ersten Sequenz erahnen. Rappend stellt Chappelle dem Programm eine Widmung voran: Dies sei für seine Lieblingsgruppe «human being». Der Comedian ist der wahre Humanist.

## Fernsehen

# Meine goldenen Jahre bei «Wetten, dass ...?»

René Hildbrand

Wetten, dass ...?: Mit Thomas Gottschalk.  
Am 6. November aus Nürnberg. ZDF, SRF, ORF.

Es war eine Nickelhochzeit: Zwölf Jahre war ich als Journalist bei «Wetten, dass ...?» dabei. Als Einziger der Zunft immer backstage. In allen deutschen Bundesländern, ausserdem in Wien, Linz, Innsbruck – und natürlich in Basel. Wie ein Zirkus zogen wir von Stadt zu Stadt. Die Mega-Show gab es in der Regel sechsmal pro Jahr. Die zwölf Jahre zählen zu den schönsten, spannendsten und vor allem menschlichsten in meiner Karriere. Nachhaltige Freundschaften sind entstanden. In meinem Büro steht ein Regiestuhl, den mir die TV-Crew einst geschenkt hat. Aufschrift: «Wir stehen hinter Dir. Der <Be-sitzer> ist Ehrenmitglied des <Wetten, dass ...?>-Teams.» Unterschrieben von Thomas Gottschalk und dem ganzen Führungsteam der Show.

### Kaiser der TV-Unterhaltung

Wer hat's erfunden? Der Schöpfer heisst Frank Elstner, Showmaster und Showentwickler. Er ersann das Format in einer schlaflosen Nacht in seinem Haus in Luxemburg. Elstner: «Ich sprang in Boxershorts und T-Shirt aus meinem Bett, öffnete eine Flasche italienischen Wein, vor mir ein Blatt und ein Kuli. Nach drei Stunden stand mein Konzept für «Wetten, dass ...?»» Als Frank seinen Stift weglegte, war es vier Uhr morgens. Schon fünf Monate später, am 14. Februar 1981, feierte die Eurovision-Sendung Premiere in Düsseldorf. «Wetten, dass ...?» wurde die grösste, aufwendigste und erfolgreichste TV-Show Europas.

Thomas Gottschalk ist der Kaiser der TV-Unterhaltung. Das Talent zur humorvollen Improvisation ist ihm bis heute gegeben wie keinem anderen. Gottschalk brauchte nie Gag-Schreiber, seine Witzeleien entstehen im Bruchteil einer Sekunde. Er war noch beim Bayerischen Rundfunk, als ihn Elstner für die Moderation einer Aussenwette engagierte. Auf dem Gästesofa in der Sendung bei Frank sass Maria Schell und Plácido Domingo. Wettpatin



Die Stars kamen alle: Thomas Gottschalk (4. v. l.) mit Michelle Hunziker, Rowan Atkinson (v. l.) und anderen Gästen bei «Wetten, dass...?», Oktober 2011.

Schell bot an, mit Domingo ein Duett zu singen, sollten ihre Protagonisten verlieren. Der Star-Tenor war sichtlich erschrocken. Während Gottschalk vor dem Berliner Olympiastadion die Wette moderierte, brummte ein Flugzeug über das Gelände. Thomas blickte zum Himmel und sagte: «Das ist wahrscheinlich Plácido Domingo auf der Flucht vor Maria Schell.» Frank Elstner wusste ab dem Moment, dass er seinen Nachfolger gefunden hatte.

Apropos Geistesblitz: Während einer Show in der Dortmunder Westfalenhalle rief Gottschalk eine Saalkandidatin auf die Bühne. Er hatte sie nie zuvor gesehen und fragte die attraktive, junge Frau nach ihrem Beruf. «Ich bin Lehrerin.» Thomas wie aus der Kanone geschossen: «So ein Lehrkörper!»

In den Jahren von «Wetten, dass ...?» entwickelte sich zwischen Gottschalk und mir ein Vertrauensverhältnis. Wenn er fürs Münchner Oktoberfest eine Folklore-Uhr aus der Kollektion von Michel Jordi benötigte oder Zigarrennachschub von Davidoff in Basel, versorgte ich ihn damit – selbstverständlich gegen Bezahlung. Vertrauen hiess für mich mitunter auch, mal die Zähne zusammenzubeissen und auf eine Story zu verzichten. Ich wusste, dass es für Thomas sehr wichtig war, seine Familie von Fotografen fernzuhalten. Seine Frau Thea kam äusserst sel-

ten mal zu einer Show. 1994 gehörte in Hannover die deutsche Fussballnationalmannschaft zu den Gästen. Vor und nach der Sendung war Gottschalks Assistentin Gaby mit einem dreizehnjährigen Jungen in deutschem Trikot in der Halle unterwegs. Es war Roman Gottschalk. Keiner der über vierzig Reporter bemerkte es. Ich hatte es nicht einmal dem deutschen Kollegen verraten, der auch den *Blick* mit Bildern belieferte.

### Mit der Familie in die Schweiz

Thomas vertraute mir einst an: «Ich überlege mir, mit meiner Familie in die Schweiz zu ziehen. Du könntest in deiner Zeitung schreiben, dass ich bei euch ein Haus suche.» Machte ich gerne. Wenige Tage nachdem der Aufruf im *Blick* erschienen war, rief mich seine Assistentin aus München an: «In unseren Büros türmen sich Dossiers mit Angeboten!»

Später erklärte mir Gottschalk: «Thea wünscht sich ein verwunschenes Haus. Ein solches Angebot war nicht dabei. Es ist aber nicht der Hauptgrund, weshalb ich mich anders entschieden habe. Wenn Michael Schumacher in die Schweiz zieht, ist das kein Problem. Ich hingegen mache Familienunterhaltung. Die Deutschen würden es mir übelnehmen.»

«Die besten Wettangebote kamen immer aus der Schweiz», hatte Frank Elstner oft gesagt.



Von Stadt zu Stadt: Autor Hildbrand.

Sechsmal war der Aargauer Köbi «die Lunge» Schwitter dabei. Er blies unter anderem durch einen sechs Meter langen Schlauch einen Luftballon auf. Eine Baslerin erkannte fünfzig Kolleginnen an ihren Décolletés. Ski-Star Paul Accola brachte das Millionenpublikum mit einer waghalsigen Bagger-Wette zum Staunen: Einem Männerteam gelang es in Basel, einen über acht Tonnen schweren LKW auf vier Trinkgläsern zu platzieren, ohne dass diese in Brüche gingen. Unvergessen eine Saalwette, ebenfalls in Basel: Zehn Schweizer Bankdirektoren betraten, als Punker verkleidet, die Showbühne. Frank Elstner ist bis heute von den Baslern begeistert.

Die Weltstars kamen alle zu Elstner und Gottschalk, einige mehrmals: Julia Roberts, George Clooney, John Travolta, Arnold Schwarzenegger,

Naomi Campbell, Mel Gibson, Michael Douglas, Madonna, Sophia Loren, Helmut Kohl, Michail Gorbatschow, Kevin Costner, Jane Fonda, Gerhard Schröder, Tina Turner, Rod Stewart, Britney Spears und sehr viele andere mehr. Nur einer liess absagen: der Papst.

Ein Top-Highlight war Michael Jackson, der 1995 in Duisburg die Weltpremiere seines «Earth Song» präsentierte. Ein Hubwagen hob ihn hoch in die Halle. Windmaschinen und Nebel liessen es aussehen, als würde er schweben. Ich stand mit Produktionsleiter Gisbert Hensmann ein paar Meter daneben. Uns lief es vor Ergriffenheit eiskalt den Rücken hinunter. Eine Million Mark hatte dieser Auftritt mit allem Drum und Dran gekostet. Dreissig Millionen Zuschauer sassen vor den Bildschirmen. Tage zuvor boten junge Frauen in kleinen Zeitungsinseraten Sex gegen ein Ticket an. Regisseur Alexander «Sascha» Arnz hatte es als Einziger geschafft, mit dem schwierigen Ausnahmekünstler eine Art Beziehung aufzubauen. Vor den Proben sagte mir Sascha: «Ich habe meine Karriere im Unterhaltungsgeschäft als Elefantendompteur im Circus Krone begonnen. Also werde ich auch mit Jacko klar kommen.» So war es.

*Ein Top-Highlight war Michael Jackson, der 1995 die Weltpremiere seines «Earth Song» präsentierte.*

Rund 300 Leute arbeiteten für die Show. Mit mehreren von ihnen war ich eng befreundet. Unter ihnen Produktionschef Gisbert Hensmann, der als Medizinstudent beim Fernsehen jobte und davon nicht mehr loskam. Oder der Aufnahmeleiter Herbert Kluck, ein spritziger Urberliner und wunderbarer Erzähler. Er hatte bei der Ufa noch mit Stars wie Marlene Dietrich, Hans Albers oder Heinz Rühmann gedreht. Zu einem meiner Verbündeten wurde auch Pit Fischer, der Dekor-Stararchitekt, der für die Show während 25 Jahren die genialen Bühnenbilder schuf. In jeder Sendung «verewigte» er auf einer Kulisse die Engelszahl 44 – ein Liebesgruss an seine Frau, die Schauspielerinnen Nicole Heesters, Tochter des legendären Entertainers Johannes Heesters.

Vor «Wetten, dass...?»-Austragungen in Basel fuhren wir mit einem vollen ZDF-Kleinbus zu mir nach Hause in der Nähe von Zürich. Meine Frau war gefordert: Meine TV-Freunde wünschten immer Fondue – mit reichlich Dézaley und Zuger Kirsch. Auf der Rückfahrt nach Mitternacht rezitierte Gisbert Gedichte von Wilhelm Busch oder Joachim Ringelnatz.

Die meisten meiner «Wetten, dass...?»-Kumpels sind schon vor oder kurz nach ihrer Pensionierung gestorben. Ich flog zu Beerdigungen nach Berlin, Hamburg, Köln und Mainz. Nie werde ich diese wunderbaren Typen vergessen.

Die meisten meiner «Wetten, dass...?»-Kumpels sind schon vor oder kurz nach ihrer Pensionierung gestorben. Ich flog zu Beerdigungen nach Berlin, Hamburg, Köln und Mainz. Nie werde ich diese wunderbaren Typen vergessen.

## Jazz Old and new Dreams

Peter Rüedi

Pat Metheny (feat. James Francies, Marcus Gilmore): Side Eye V1.IV NYC.  
Modern Recordings 538693922

Grosse Kunst hat ihren Preis. Ihre Voraussetzung sind Widerspruch und Widerstand gegen jede Vereinnahmung. Der Künstler bezahlt mit seiner Existenz für seine Kunst. Das sind Vorstellungen, die als Klischee noch immer herumgeistern. Zumal im Jazz, wo es ja nur so wimmelt von charismatischen Untergeheren. Erfolg war da immer verdächtig, selbst im Fall von so unzweifelhaften Ikonen wie Louis Armstrong oder Duke Ellington. Dass wir etwa dem Modern Jazz Quartet grosse Musik verdanken, ist eine Einsicht, die den Anhängern einer tragischen Jazzgeschichte immer noch schwer zu vermitteln ist.

Der Gitarrist Pat Metheny ist zweifellos einer der erfolgreichsten Jazzmusiker der letzten vierzig Jahre. Dem Fluch dieses Erfolgs (20 Grammys!) entkam er durch seine stupende Vielseitigkeit. Seine Mainstream-Gefolgschaft unterhielt er mit seinen immer melodiosen, lyrischen, aber unterirdisch anspruchsvollen Kompositionen. Aber wer immer ihn auf diese auch eingängige Art «Fusion» festnageln wollte, wurde von Beispielen hart swingender Gitarrenkunst in der Nachfolge seines frühen Idols Wes Montgomery verblüfft (am eindrucklichsten auf dem Album «Question and Answer»). Bop, klassische Experimente, freie Improvisation: Metheny versammelt viele Gitarristen in einer Person.

Sein jüngstes Opus nennt er «Side Eye V1.IV». Es ist das Projekt, mit jungen Musikern seine neuen und alten Erfindungen neu auszuloten, in diesem Fall in einem ersten Live-Mitschnitt der vierten Besetzung (V1.VI) mit dem entfesselten jungen Organisten/Pianisten James Francies und dem explosiven Drummer Marcus Gilmore. Zwei breit ausgelegte Erkundungen neuer Stücke von Metheny als A und O und fünf Wiederbesichtigungen alter Erfindungen (bis zurück in seine Anfänge in den siebziger Jahren). Im Wesentlichen ein Rückgriff auf die alte Hammondorgel-Gitarren-Formel der Fünfziger/Sechziger (Jimmy Smith etc.), aber neu aufgeladen durch die *attacca* einer jungen Generation. Sehr spannend im Wechsel zwischen barocker Opulenz und schlankem Drive (in der Doppelung und Ausparung zwischen Gitarre und Orgel) – eine Dualität, die sich aus Methenys Gesamtwerk überhaupt ablesen lässt. Hinreissend zwei Blues ohne Wenn und Aber, darunter Ornette Colemans «Turnaround».

# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Models

#### R. I. P.

##### Mark van Huisseling

Falls man in den 1980er Jahren aufgewachsen ist wie Ihr Kolumnist, erinnert man sich an die *allure*, Verlockung, von Models (besonders als Mann). Was ihre Begehrlichkeit betraf, waren die früher «Mannequins» genannten Mädchen ganz zuoberst, wie zuvor die Stewardessen. Und in der Populärkultur besetzten sie ebenfalls die *top of the pops*-Plätze sozusagen, nachdem sie die Schauspielerinnen von der Spitze verdrängt hatten.

Die 1990er dann waren ihr Jahrzehnt: Die Zeitschrift *Max* füllte ihre übergrossen Seiten mit Models, aber nicht, damit diese Kleidung oder Schmuck vorführten, sondern um ausschliesslich sie selbst zu zeigen. Der Begriff «Supermodel» fand Eingang in den Wortschatz des breiten Publikums; die Frauen der Originalbesetzung kamen ohne Nachnamen aus – Naomi, Cindy, Linda, Tatjana und Christy (Campbell, Crawford, Evangelista, Patitz, Turlington, für jüngere Leserinnen sowie Leser beziehungsweise vergessliche). Und der Schriftsteller Jay McInerney behauptete in «Letzter Schrei» von 1998, Models seien im Grunde die grössten Stars – weil sie es nicht nötig hätten, irgendetwas zu tun oder zu sagen, sondern es reiche, dass sie einfach seien.

Zu MvHs persönlichen Höhepunkten zählen, nebenbei erwähnt, eine Kurzbeziehung zu einem Profi-Model (mit Porträt auf ihrer Sed-Karte von Jeanloup Sieff, einer einst grossen Nummer unter Fotografen) respektive dass mal einer sagte, als wir an einer Gruppe junger Männer vorbeigingen: «Wow, der ist mit einem Model zusammen – sehr cool.» Ferner befragte ich Cindy (ihre Antworten waren zum Vergessen, doch ich erinnere mich, wie gut sie aus-

sah in kurzem Kaschmir-Top, schwarzen Lederhosen und auf Sandalen mit hohen Absätzen), Eva (Herzigowa; «Habe ich schon gesagt, dass ich die nächsten zehn Jahre schwanger sein möchte?», erwiderte sie auf meine Frage «Was ist Ihr *big plan*?») und Naomi (das war später; von ihr kam wenig, sie sei ein bisschen beschäftigt, teilte sie mit, weil sie gerade daran war, die Trauerfeier für Alexander McQueen vorzubereiten, auf dem Smartphone).

*Those were the days*, das waren noch Zeiten, und sie sind vorbei. Models haben eine Deglamourisierung hinter sich. Wie vor ihnen Flight-Attendants, Werberinnen und Werber oder Journalisten. Schuld daran tragen nicht der scharfe Wettbewerb unter Flugesellschaften, die Messbarkeit von Werbewirkung oder Gratisinhalte im World Wide Web. Sondern politische Korrektheit, MeToo-Bewegung und Cancel-Culture, Absage- oder Löschkultur.

Das kam jetzt recht konservativ und Alterweisser-Mann-mässig daher, ich weiss. Doch leider trifft es zu. Wie Ihr Kolumnist die *Vogue* zurzeit findet, hat er kürzlich beschrieben («Es finden darin alle Platz, ausser schlanke, weisse Frauen, die sexy zurechtgemacht sind»). Doch das ist nicht bloss auf den redaktionellen Seiten des Leitmediums der Modehauptstädte so. Auch in der Stilprovinz, in Zürich zum Beispiel, befolgen Heftlimacher und Popkulturschaffende neuerdings die Wokeness-Regeln aus Amerika gehorsam und vorausseilend, sind also erhöht sensibilisiert für soziale Ungerechtigkeiten.

Etwa im *Zurich Magazine* (herausgebracht von Zürich Tourismus und Studio Achermann, mit Beda-«Ich hab die Männer-*Vogue* erfunden»-

*«Denken Sie an Conchita Wurst, aber nicht Mann mit Bart als Frau, sondern Frau mit rasiertem Schädel als Mann.»*

Achermann bin ich bekannt); Zweck der Zeitschrift ist, angeblich, Reklame für die lebenswerte Stadt zu machen mittels ihrer *fantastic people*. «Covergirl» der aktuellen Ausgabe: Wu Tsang, eine amerikanische Filmemacherin und Performerin. Für den (nicht unwahrscheinlichen) Fall, dass Sie unvertraut sind mit der Künstlerin und ihrem Werk – denken Sie an Conchita Wurst, aber nicht Mann mit Bart als

Frau, sondern Frau mit Muskeln und rasiertem Schädel als Mann.

Was sie (oder er) mit Zürich zu tun hat? Sie ist gegenwärtig Hausregisseurin am Schauspielhaus. Und, bevor wir's vergessen, ihr *Œuvre* wird wie folgt beschrieben: «In L. A. organisierte sie mit Kollaborateur\*innen jede Woche in einem Park einen Partyabend für Stammkund\*innen sowie für junge queere Künstler\*innen of color» (Schauspielhaus-Website).

*Oh dear* – man wünscht sich Naomi, Cindy, Linda, Tatjana und Christy zurück (sowie Claudia). Jedenfalls auf Magazin-Covers.



## UNTEN DURCH Impf-Enthusiast

### Linus Reichlin

Ich bin das Gegenteil eines Impfgegners. Wenn ich höre, dass irgendwo geimpft wird, ziehe ich mich entsprechend an und gehe hin. «Entsprechend» bedeutet, dass ich zuerst ein schwarzes Trägerunterhemd anziehe und darüber dann je nach Witterung einen Wollpullover oder ein Sweatshirt. Natürlich nie ein Hemd! Denn es dauert viel zu lange, die Knöpfe auf- und wieder zuzufummeln. Deshalb schwöre ich auf schwarze Trägerunterhemden! Sie haben zahlreiche Vorteile. Langärmelige Unterhemden zum Beispiel muss man in der Praxis ausziehen, denn die Arzthelferinnen mögen es nicht, wenn man die Ärmel hochrollt. Also sitzt man dann mit nacktem Oberkörper in einem kleinen, nicht richtig geheizten Zimmerchen und holt sich eine Erkältung, die verhindert, dass man sich nächste Woche gegen was anderes impfen lassen kann.

Mit einem Trägerunterhemd hingegen ist man stets gleichzeitig angezogen und an den nötigen Stellen ausreichend entblösst. Die Arzthelferinnen lieben diese Unterhemden, da sie einerseits bezüglich der Injektion keine Wün-

sche offenlassen und ihnen andererseits den Anblick des vielleicht schon etwas fließend gewordenen männlichen Oberkörpers ersparen.

Genauso wichtig wie die adäquate Impfbekleidung ist aber eine fein auf die jeweilige Arzthelferin abgestimmte Konversation. Sind es Anfängerinnen, die noch kaum zwischen subkutan und intravenös unterscheiden können, spreche ich, während sie mit zitternden Händen die Spritze vorbereiten, immer ganz ruhig mit ihnen, wie mit Pferden bei einem Gewitter. Ich sage: «Alles wird gut. Jetzt die Spritze vorwärmen. Nicht mit beiden Händen. Nur mit der rechten. Ja, genau so. Sehr gut. Sie machen das hervorragend. Und jetzt den Schutzdeckel abziehen. Haben Sie die Hände desinfiziert? Nein? Das macht nichts, das kann uns allen einmal ...» Und so weiter. Aber Achtung! Während der Injektion selbst darf man mit Anfängerinnen nicht reden! Sie können nicht gleichzeitig sprechen und den richtigen Stichwinkel halten.

Anders ist es bei Veteraninnen, abgebrühten Injektionistinnen, die ihrem Ehemann vor dem Fernseher eine Hallo-Wach-Spritze setzen könnten, ohne dass er den Einstich bemerken würde. Veteraninnen kann man während der Injektion gefahrlos sogar einen Witz erzählen. Zum Beispiel den vom Patienten, der mit einem Messer im Rücken zum Arzt kommt. Der Arzt fragt: «Tut es weh?» Der Patient sagt: «Nur wenn ich lache.» Veteraninnen können, selbst wenn sie sich vor Lachen schütteln, das Spritztempo noch perfekt halten.

Ich kenne eine altgediente Arzthelferin, Frau Brendel, die behauptet, sie könnte, wenn es nicht dem hippokratischen Eid widersprechen würde, mit den Zehen eine Spritze setzen. Wer Frau Brendel kennt, glaubt ihr das, denn sie zieht manchmal die Schutzkappe der Nadel mit den Zähnen ab und spuckt sie durchs ganze Zimmerchen exakt in den kleinen Mülleimer. Das macht sie natürlich nur bei Stammgästen wie mir. Umgekehrt erzähle ich Frau Brendel Vertrauliches, das ich sonst nicht mal meinen Freunden vom Tropeninstitut erzähle, die mir zwischendurch auch mal eine Gratis-Schluckimpfung gegen Cholera rüberschieben.

Eines Tages zum Beispiel fragte mich die Brendel: «Warum lassen Sie sich eigentlich jedes Jahr gegen Gelbfieber impfen, Sie machen doch immer nur Ferien in Österreich.» Und ich sagte: «Wissen Sie, Frau Brendel, wenn ich mir die Geschichte der Menschheit anschau,

geben mir Impfungen das gute Gefühl, dass der Mensch nicht nur daran denkt, andere in grossem Masstab umzubringen. Einige denken auch daran, andere in grossem Masstab vor Krankheiten zu bewahren. Ich lasse mich impfen, weil es etwas Schönes ist.» – «Bis auf die diesjährigen Nebenwirkungen», sagte Frau Brendel mit einer Träne im Auge und drückte mir den neuen quadrivalenten Hochdosis-Grippeimpfstoff in den Arm.



## FAST VERLIEBT

### Petra Pan und der Sex

*Claudia Schumacher*

Vielleicht erinnern Sie sich an meine frisch getrennte Freundin mit dem problematischen Verhältnis zur Realität? So lieb sie mir ist: Sie ist eine geradezu realsatirische Vertreterin unserer Millennial-Generation. Verloren in digitalen Fantasiewelten, hofft sie mit über dreissig Jahren noch auf ihre Entdeckung als Influencerin und findet nicht hinein ins Leben. Die Beziehung, der sie gerade hinterhertrauert, hat nicht wirklich stattgefunden. Es war eine Fernbeziehung, die realen Treffen pro Jahr lassen sich an einer Hand abzählen, telefoniert haben die zwei kaum häufiger. Genau genommen war die «Beziehung» ein Whatsapp-Chat.

Nun hat meine Freundin ihren Job gekündigt, um sich mal ganz auf sich konzentrieren zu können. Das brauche sie jetzt einfach, sagte sie. Nicht zuletzt habe sie in letzter Zeit ein paar mentale Themen an sich entdeckt. ADS zum Beispiel, ein Aufmerksamkeitsdefizit-Syndrom. Das ist fast das Gleiche wie ADHS, nur ohne die Hyperaktivität. Ein sehr zeitgeistiges Leiden, es macht einen unaufmerksam und unkontrolliert.

Ich fand es gut, dass sie ihr Problem erkannt hatte, ich sagte: «Jetzt weisst du, an was du

arbeiten musst. Damit kann man umgehen lernen, auch viele erfolgreiche Leute haben das.» Nur war es wohl nicht das, was sie hören wollte, denn sie fing an zu heulen, und ich fühlte mich plötzlich wie der Bully auf dem Schulhof.

Je mehr Zeit meine Freundin auf Instagram verbringt, wo sie neuerdings trendgerecht Einträge über ihre psychische Gesundheit verfasst, desto schlimmer werden ihre Berührungängste, wenn sie analog Menschen begegnet. Sie sagt, wenn sie jemanden treffe, brauche sie danach oft Stunden, um runterzukommen. Als ich neulich mit ihr und zwei anderen Freundinnen Cocktails trinken ging, fiel mir auf, dass sie anderen beim Sprechen kaum noch in die Augen sehen kann.

Auf Instagram hat sie jetzt einen Mann gefunden, das erste Date lief so ab: Die beiden sahen gleichzeitig einen Film, allerdings jeder in seinem Land, dazu telefonierten sie über Whatsapp. Mir war dieses Kennenlernkonzept neu, doch sie scheint das alles gut durchdacht zu haben. Selbst wenn die beiden einen Schritt weitergehen wollten, müsste keiner von seiner heimischen Couch aufstehen. Denn meine Freundin hat – wie sie in der Cocktailbar mitten in die Runde hinein erzählte – einen neuen Vibrator gekauft. «Man kann ihn per App steuern», sagte sie, und eine von uns verschluckte sich an ihrem Drink: «Die App kann sich auch der Mann runterladen, dann muss man nicht mal im gleichen Land sein, um Sex zu haben.»

Da war mir spätestens klar, dass ich mir meine Ratschläge wirklich sparen konnte – findet sie doch selbst für jedes ihrer Probleme die passende Lösung.





## FRAUEN

### Emma Watson

Emma-Watson-Fans waren baff, als ihre Heldin zu einem Interview mit Al Gore an einer Climate-Reality-Veranstaltung in einem schwarzen BH unter einem tiefausgeschnittenen Top und einem entsprechenden Rock erschien (Bild). Die privilegierte Woke-Frau belehrte den Pöbel, der sich nur Primark leisten kann, über ihr Outfit: «Das wurde in London von Hand gemacht unter Verwendung übriggebliebener Stoffe und besteht zu 62 Prozent aus recyceltem Garn, das in Italien lokal gewonnen, gewebt und bedruckt wurde. Das werde ich oft tragen.» Bevor Sie jetzt vor Ihrem geistigen Auge fröhliche italienische Näherinnen sehen, die singen und am Umsatz beteiligt sind, sei erwähnt, dass der BH von Emilia Wickstead stammt, deren Kleider in der Regel zwischen 1000 und 2000 Pfund kosten.

Ich war nicht baff, denn alles, was Watson tut, ist Theater. Sie bezeichnet sich als Feministin, ist aber nichts als eine Falschministin. Man denke nur an die peinliche «HeForShe»-Kampagne, die Watson 2014 bei den Vereinten Nationen bewarb: «Vor sechs Monaten wurde ich zur Sonderbotschafterin ernannt, und je öfter ich über Feminismus gesprochen habe, desto klarer wurde mir, dass der Kampf für Frauenrechte oft gleichbedeutend mit Männerhass ist. Wenn ich eines weiss, dann dies: Das muss aufhören.» Doch als von Seiten der LGBTQ+-Gemeinde ein Schwall von Frauenhass über J. K. Rowling hereinbrach, da schlug sich Watson mit fliegenden Fahnen auf die Seite Röcke tragender Männer statt auf die Seite der Autorin, der die Dreissigjährige ihr Vermögen von 85 Millionen Pfund verdankt. Watson kann sich noch so gern als Feministin bezeichnen, doch BHs sagen mehr als Worte: Einst haben wir sie verbrannt, heute prahlen wir damit, während wir mit mächtigen Männern posieren.

Julie Burchill

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

## HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

# Kindheit in den Hills

Knapp vierzig Meter über dem Sunset Boulevard thront das «Stahl House». Es ist der Inbegriff der kalifornischen Moderne.



Es geht auch mit Stahl: das «Stahl House» in Los Angeles.

Die frisch verheirateten Buck und Carlotta Stahl verliebten sich in einen Felsvorsprung, den sie jeden Tag durch das Fenster ihres Hauses in der Morgensonne, aber auch im Abendlicht betrachteten. Dort, wo noch nie jemand gebaut hatte und wo bei Sonnenuntergang oder auch später junge Leute mit offenem Verdeck zum Küssen hinfuhren, wollten sie ihr Traumhaus errichten.

Das war 1954. Das Paar bezahlte für das Land 13 500 Dollar, bearbeitete das Grundstück jahrelang und zog schliesslich nach neun Monaten Bauzeit 1960 in sein neues Heim ein. Was Buck einmal mit Bierdosen und Lehm modelliert hatte, sollte eines der bedeutendsten modernen amerikanischen Wohnhäuser werden: Architekt Pierre Koenig wollte mit dem Gebäude zeigen, dass industrielle Materialien wie Stahl auch für den Wohnbau geeignet sind.

### 270-Grad-Panoramablick

Bis dahin galt der Hang als unbebaubar; Koenig konstruierte ein L-förmiges Gebäude mit Wänden aus Fensterglas. Diese geben einen 270-Grad-Panoramablick auf die Stadt

Los Angeles frei. Es hat zwei Schlafzimmer und eine Fläche von etwas über 200 Quadratmetern. Das «Stahl House» ist schlichtweg der Inbegriff für die kalifornische Moderne. Sir Norman Foster sieht darin den «gesamten Geist der Architektur des späten 20. Jahrhunderts». Fotograf Julius Shulman verewigte es in einem Schwarz-Weiss-Bild, das vom *Time*-Magazin 2016 zu einer der einflussreichsten Fotografien gekürt wurde.

### Eindrückliches Buch

Noch immer thront es knapp vierzig Meter über dem Sunset Boulevard, und es ist nach wie vor im Besitz der Familie Stahl. Zusammen mit einer Journalistin haben Bucks und Carlottas Kinder nun ein 192 Seiten starkes eindrückliches Buch über das berühmte Haus ihrer Eltern veröffentlicht. Bruce Stahl und Shari Stahl Gronwald berichten darin unter anderem über ihre Kindheit am 1635 Woods Drive. So glamourös wie von aussen vermutet war es im Innern des Wunderbaus der Hollywood Hills nicht immer. Die riesigen Fenster, erzählen sie, seien dauernd von Fingerabdrücken verschmiert gewesen.



# Mia Aegerter

Die Hit-Sängerin aus «Achtung, fertig, Charlie!» lebt heute als Musikerin und Mutter in Berlin. Es zieht sie aber immer häufiger in die Schweiz zurück.

Es gab eine Zeit, da war Mia Aegerter auf allen Kanälen. «Rückblickend ist es fast unglaublich, mit welcher Unbeschwertheit ich an die Dinge heranging», sagt Aegerter, die heute in Berlin wohnt. Die Sängerin und Schauspielerin aus dem freiburgischen Düdingen, die in einer Künstlerfamilie aufwuchs, brachte es um das Jahr 2000 herum durch ihre Rolle im deutschen TV-Evergreen «Gute Zeiten, schlechte Zeiten» zu Bekanntheit. In der Schweiz gelang ihr der Coup 2003: Sie spielte eine Hauptrolle in «Achtung, fertig, Charlie!», einer der erfolgreichsten Schweizer Komödien überhaupt. Wie sie ihrem Filmbräutigam von weitem «Topolino!» zuruft, ist bis heute unvergessen.

## Über eine Million Aufrufe

Gleichzeitig schrieb und sang sie das «Charlie»-Titelstück «Hie u jetzt». Sie erzählt, dass sie einfach mit einer CD, auf der

sich ihr Song befand, auf dem Filmset aufkreuzte und dem Produzenten vorschlug, das Lied in den Soundtrack zu integrieren. Punktlandung.

Das Stück landete auf Platz fünf der Schweizer Hitparade. Aegerter erhielt den Prix Walo, moderierte auf ZDF das Jugendmagazin «Bravo-TV» und erhielt 2005 den Swiss Award

*«Je früher man erkennt, wem man vertrauen kann, desto besser.»*

in der Kategorie «Showbusiness». «Die Energie, der Optimismus, alles zu schaffen, waren enorm», sagt Aegerter, «meine Vielseitigkeit kam mir sicher zugute.»

Auch glaubt sie, dass es damals, als man noch viel mehr von einem Platten-Label abhängig war, mehr brauchte, um als Musikerin den eige-

nen Weg gehen zu können. «Heute kann sich jeder und jede in den sozialen Medien genauso präsentieren, wie er oder sie es möchte.» Übrigens: «Hie u jetzt» hat auf Youtube bis heute über eine Million Aufrufe.

Aegerter widmete sich fortan voll der Musik. «Ich will auf der Bühne stehen und singen, egal, ob nun sieben Leute da sind oder siebenhundert», sagte sie einmal der *Neuen Zürcher Zeitung*. Sie brachte fünf Alben heraus, das letzte, «Nichts für Feiglinge», 2017. Darauf sang sie zum ersten Mal auf Hochdeutsch.

Was rät die heute 45-Jährige jungen, hungrigen Talenten, wie sie es damals war, die sich im Showgeschäft einen Namen machen wollen? «Lass dich nicht zu sehr vom Aussen beeinflussen. Vergleiche dich zum Beispiel auf Social Media nicht zu fest mit anderen. Jede und jeder geht seinen eigenen Weg. Je früher man erkennt, wem man vertrauen kann, desto besser. Ein kluger Beistand, sozusagen, macht alles viel einfacher.»

## Auf Weltreise

Noch vor der Corona-Pandemie begab sich Aegerter mit ihrem Freund Martin, einem Singer-Songwriter und Musikproduzenten, auf Weltreise. Die verschiedenen Orte inspirierten sie zu unterschiedlichen Songs. Im nächsten Jahr soll ein Album mit diesen Stücken erscheinen. Arbeitstitel: «Travelling light». Das Bandprojekt zusammen mit ihrem Partner heisst «Mia Myself and I». Dazu schreibt sie an einem Buch mit passenden Weltreisetipps.

Apropos Reisen: Aegerter ist vermehrt auch wieder in der Schweiz anzutreffen. «Je älter ich werde, desto mehr zieht es mich in meine Heimat zurück.» Etwa die Hälfte des Jahres lebt sie in Berlin, den Rest verbringt sie in Freiburg. Das hat auch damit zu tun, dass sie im Mai Mutter eines Sohnes geworden ist. «Es ist unheimlich schön, Zeit mit meiner Familie in der Schweiz zu verbringen», sagt sie.



*«Unglaublich, mit welcher Unbeschwertheit ich an die Dinge heranging»:* Mia Aegerter als enttäuschte Braut in der Komödie «Achtung, fertig, Charlie!» (2003) und aktuell als Singer-Songwriterin in Berlin (r.).



Benjamin Bögli

## Garten vor dem Stadttor

La Colombe d'Or, 06570 Saint-Paul de Vence, Frankreich, Tel. +33 04 93 32 80 02

Die Fondation Maeght in Saint-Paul de Vence ist für Schweizer in diesem Jahr noch attraktiver als sonst, da bis zum 14. November eine grössere Sonderausstellung der Familie Giacometti aus dem Bergell gewidmet ist. Giovanni, Augusto, Alberto, Diego und Bruno sind mit ihren Werken vertreten.

Das nahegelegene alte Städtchen ist in weiten Teilen auch künstlerischen Schöpfungen gewidmet, die an die zahllosen Touristen aus der nahen Côte d'Azur verkauft werden sollen. Vor dem Tor zur Altstadt liegt das Hotel und Restaurant «La Colombe d'Or», in einem historischen Gebäude und mit einem wunderschönen Garten. In diesem Renaissance-Haus und seinem Garten könnte man ohne weiteres Romeo und Julia auf-



führen. An den weiss aufgedeckten Tischen trifft man wieder viele der Gesichter, die man schon in der Fondation gesehen hat. Ein ganzer Schwarm von Kellnerinnen und Kellnern steht bereit, um die Gäste zu bedienen. Zahllose bekannte Künstler und Schauspieler gingen hier ein und aus, und es ist zu vermuten, dass sie ein ähnliches Angebot vorgesetzt bekamen, wie es heute noch auf der Karte steht: konservative, aber qualitativ recht hochstehende traditionelle Gerichte. In kupfernen Pfannen und auf silbernen Plateaus

werden grosse Fische und Grilladen gepflegt serviert. Die anständige Tranche Entenleber-Terrine, angerichtet mit ausgezeichnetem Brot und Sauternes-Gelée, schmeckte vorzüglich. Auch die Seezunge vom Grill war gelungen, und die Art und die Geschwindigkeit, mit der sie am Tisch von den Gräten befreit wurde, zeigt, dass hier der Umgang mit dem Fisch für den Service tägliche Routine ist. Salzkartoffeln und Meeresspargeln (*salicornes*) bildeten die perfekte Begleitung.

Ein knuspriger Mistkratzer gefiel uns auch, vor allem aber waren die dazu gereichten Bratkartoffeln grossartig gelungen. An anderen Tischen wurden Platten mit Schinken und Melone, klassische Hors-d'œuvres, Salat mit Trüffelscheiben, grosse Loups de mer, Teller voller Rougets, grosse Langusten und kleine Garnelen, Poulets oder Koteletts mit Morchelsauce aufgetragen. – In diesem Garten ist sicher noch niemand verhungert.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Retour à la nature

Clos Venturi Brama blanc (Biancu gentile) 2020. 13,5%. Gerstl, Spreitenbach. Fr. 22.–  
www.gerstl.ch

Natur gegen Zivilisation – das ist eines der grossen Spannungsfelder der Neuzeit. In der Auseinandersetzung um den Klimawandel erreicht der Gegensatz gerade seine dringlichste Schärfe, aber in Wahrheit bestimmt er den Gang der Philosophie spätestens seit Rousseau. Parterre bildet er sich zum Beispiel ab im Glaubenskrieg zwischen Anhängern von Homöopathie und Schulmedizin, und fast ausnahmslos ist in diesem parareligiösen Diskurs die Natur das Gute, das Menschengemachte des Teufels. Dabei ist die Natur weder gut noch böse. Sie ist. Ungeachtet des Menschen, dieses «Irrläufers der Evolution» (Dürrenmatt) und dessen moralischer Projektionen. Natürlich ist auch der Mensch Teil der Natur, aber er ist auch ihr Gegenspieler.

Diese umfassende Auseinandersetzung wird, versteht sich, auch beim Wein geführt. Wird er gemacht, oder wird er von selbst, wenn man ihn nur machen lässt?



Beides trifft zu, «naturgemäss», es kommt nur drauf an, wer wo die Prioritäten setzt.

Ein Lieblingsfeld der önologischen Zurück-zur-Natur-Fraktion ist der Kult um die sogenannten autochthonen Rebsorten, zuweilen eine Art Verklärung des Archaischen (nicht unähnlich Goethes «Urpflanze»), obwohl sich doch die Genetik von Reben auch ohne züchterische Manipulationen fortlaufend ins Vielfältigste verändert. Kurz: Die Verklärung dieses Ursprungskults findet in mir eher einen Skeptiker. Allerdings einen, der sich immer mal wieder begeistern und bekehren lässt, wenn ihm eine echte autochthone Trouvaille begegnet. Wie bei diesem Weisswein aus Korsika beziehungsweise aus der seltenen Sorte mit dem banalen Namen Biancu gentile. Sie ist unter Mühewaltung

der Winzer Jean-Marc und Manu Venturi von Clos Venturi nicht nur autochthon und selten, sondern hinreissend besonders. Gewachsen auf den alten Böden der bergigen Insel (Schiefer, Basalt, Granit – sozusagen Gotthard Süd) und unter besonderen klimatischen Bedingungen (grosser Temperaturunterschied zwischen Tag und Nacht), entstand daraus ein Wein wie keiner: tiefgelb im Glas, aber ohne jede oxydative Note, von einer hinreissend frischen, rassigen Mineralität, mit schöner Säure (keine Selbstverständlichkeit bei der Sorte, die gern viel Zucker produziert und also ja nicht zu spät geerntet werden darf).

Sehr komplex, sehr elegant; neben Zitrus und weissen Früchten jede Menge exotischer Noten (aber nie in aufdringlichen Parfüms!). Pfeffrige Würze. Importeur Max Gerstl, sonst kein Wein-Metaphysiker, erlebt dabei eine geradezu religiöse Erweckung: «Ein Stück himmlische Natur und ein zutiefst berührendes Weinerlebnis.» Ins krud Diesseitige übersetzt, würde ich sagen: eine *u huere gueti* autochthone Sensation. Leider auch eine Rarität. Beeilung ist angezeigt.

# Türe auf, Licht an

Es sind oft Kleinigkeiten, die entscheiden. Der Skoda Octavia ist auch deshalb eine freundliche Einladung aus Tschechien.



Zu den beliebtesten Autos der Schweizerinnen und Schweizer gehören mit zuverlässiger statistischer Sicherheit die Fahrzeuge der Skoda Auto a. s. aus Tschechien, die zum Volkswagen-Konzern gehören. Ein Grund könnte die qualitativ hochwertige und unauffällige Sachlichkeit sein, welche die Octavias, Superbs oder Karoqs umgibt. Mit einem Skoda ist man immer gut ausgerüstet und mit einer angenehmen Diskretion unterwegs.

Mein Skoda Octavia, den ich kürzlich gefahren bin, war mit seiner lustigen blauen Lackierung da nur die Ausnahme zur Bestätigung der Regel. Der kompakte Kombi mit den klaren Linien, der schönen Lichtsignatur an Front und Heck sowie dem aufgeräumten, hochwertig wirkenden Interieur war zwar fast schon bescheiden motorisiert, aber dennoch ein sehr angenehmes Auto für kurze ebenso wie für lange Distanzen.

Und dann gibt es noch die Kleinigkeiten, die es ausmachen, dass man sich freut, gleich loszufahren. Beim Skoda ist es zum Beispiel die Funktion, welche das Fahrzeug automatisch entriegelt und das Scheinwerferlicht einschaltet, sobald man sich dem Auto nähert. Schlüsselloser Zugang ist natürlich keine aktuelle tschechische Errungenschaft, sondern längst weitverbreiteter Stand der Dinge. Aber bei den meisten Modellen muss man dafür physisch den Türgriff berühren oder ein Knöpfchen drücken. Es mag nebensächlich klingen, aber die banale automatische Entriegelung hat etwas einladend Freundliches, das einem naiven Gemüt wir mir gut gefällt.

Der Octavia mit einem eTSI-Mildhybrid-Aggregat und Frontantrieb kommt mit einem Gewicht von rund 1500 Kilogramm flott voran. 150 PS und ein realistischer Durchschnittsverbrauch von 5,8 Liter Superbenzin auf 100 Kilometer reichen ausserdem für einen Eintrag in die Energieeffizienzklasse A, auch das passt zur freundlichen Skoda-Art. Auf einer Fahrt nach Locarno bewegt sich die Tankanzeige auch nach über 200 Kilometer Weg kein bisschen, 45 Liter Tankinhalt reichen für weit über 600 Kilometer.

Ein anderer allgemeiner Trend hingegen, der natürlich auch am Octavia zu beobachten ist, geht hier allerdings mit einer gewissen Umständlichkeit einher. Der Verzicht auf Tasten und die Integration von Bedienfunktionen ins Audio- und Navigationssystem führen teilweise zu etwas umständlichen Bedienschritten. Das ist allerdings eine Klage auf hohem Niveau, der Skoda ist vor allem zu einem ziemlich demokratischen Preis sehr gut ausgestattet: Angenehme Details wie ein Head-up-Display oder gutfunktionierende Assistenzsysteme für entspannte Autobahnfahrten sind weitere Beispiele für die neue tschechische Freundlichkeit, die in der Schweiz so gut ankommt.

## Skoda Octavia 1.5 eTSI Style

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Turbobenziner, Frontantrieb, 7-Gang-DSG; Hubraum: 1498 ccm; Leistung: 150 PS/110 kW; max. Drehmoment: 250 Nm bei 1500–3500 U/min; Beschleunigung (0–100 km/h): 8,7 sec; Höchstgeschwindigkeit: 224 km/h; Verbrauch (WLTP): 5,8–6,6 l / 100 km; Preis: Fr. 37780.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Der mechanische Freund

Amazon Astro

Für 999 Dollar erhältlich

Mensch und Maschine kommen sich immer näher. Die jüngste robotische Charmeoffensive kommt aus dem Haus Amazon. Sie rollt einem sanft entgegen, verfügt über einen beinahe kecken Augenaufschlag und wartet artig auf Anweisungen. Astro heisst diese Haushaltshilfe, ihre Fähigkeiten sind jedoch nicht gerade überbordend. Auf Wunsch spielt sie Musik ab, macht Videoanrufe, patrouilliert durch die Räumlichkeiten, sie erkennt, in welchem Zimmer sie sich befindet, weiss dank der Gesichtserkennung, wer zu ihr spricht, und kann ihre Kamera einen Meter hoch ausfahren. Auf den Befehl «Astro, follow me!» folgt sie einem auf Schritt und Tritt. Das wär's im Grossen und Ganzen.

Studien ergaben, dass es Menschen lieber haben, wenn ihre Heimroboter zur Einfältigkeit neigen und nicht zu viel können. Denn so sind sie berechenbar. Das entspannt die Beziehung zwischen Herrchen oder Frauchen und Apparat. Die Furcht vor einer möglichen gespenstischen Selbstständigkeit des Geräts nimmt ab. Neben ihren Dienstleistungen können mechanische Freunde wie Astro durchaus auch positive Auswirkungen auf die Psyche des Menschen haben. Sie reduzierten Depressionen und verbesserten das Wohlbefinden von Senioren, schreibt die *Technology Review* des MIT. Auch erhielten die Maschinchen neue Namen und würden gestreichelt – wie Haustiere!

Einen wesentlichen Vorteil hat der Astro gegenüber diesen. Er ist von Beginn weg stubenrein. *Benjamin Bögli*



**Strahlend:**  
Stylistin Luisa Rossi.



**Mehr als Musik:**  
Singer-Songwriter James Gruntz.



**Engagiert:**  
Model Manuela Frey.



**Live-Band:** Michael Dolmetsch, Felix Zindel, Lisa Scannell und Marc Portmann (v.l.).



**Botschaften, die berühren:**  
Sänger Jesse Ritch mit Tänzerin Flavia Landolfi.

## BEI DEN LEUTEN

# Gross und grosszügig

An der Pink-Ribbon-Music-Gala erwachte der Charity-Gedanke aus der pandemischen Schockstarre. Die VIP zeigten sich spendabel.

*Thomas Renggli*

**E**s ist ein grosser Ort für grosse Gedanken und grosse Gesten. Im «Dolder Grand», dem legendären Fünfsterhotel hoch über den Dächern von Zürich, geht im Festsaal die Pink-Ribbon-Music-Gala über die Bühne. Schweizer Musiker wie Nubya, James Gruntz, Eliane Müller, Jesse Ritch, Caroline Chevin oder Tiziana Gulino liefern den akustischen Rahmen, Küchenchef Ingo Kühn zaubert ein Viergangmenü auf die Teller, und SRF-Moderator Sven Epiney führt mit Schwung und Witz durch die Show und die Auktion zugunsten der Brustkrebsforschung: «Mein Job macht noch mehr Spass, wenn ein karitativer Gedanke dahintersteckt.» Er habe auch schon mitgesteigert, sagt Epiney, doch wenn er moderiere, sei dies schwer möglich – und er erklärt lachend: «Bei einer Auktion ist es wie in der Politik: Es gilt das Prinzip der Gewaltentrennung.» Jesse Ritch fügt an: «Es ist immer berührend, wenn die Musik eine grosse Botschaft vermittelt.»

Die Stimmung im grossen Festsaal ist vielleicht noch etwas euphorischer als bei früheren Austragungen. Denn die Pink-Ribbon-Gala ist einer der ganz wenigen Charity-Anlässe, die trotz Co-

rona stattfinden. Eigens aus London angereist ist Kochlegende Anton Mosimann mit Ehefrau Kathrin. Es sei Ehrensache, hier dabei zu sein, sagt Mosimann, der während zehn Jahren an der Gala höchstpersönlich für das leibliche Wohl der Gäste gesorgt hatte: «Das Thema Brustkrebs geht uns alle an.» Viele der Teilnehmer kennen Betroffene aus ihrem nächsten Umfeld – so auch Topmodel Manuela Frey: «Eine Kollegin hat die Diagnose Brustkrebs erhalten – glücklicherweise konnte ihr noch geholfen werden.» Das Beispiel zeige, wie wichtig die regelmässige Kontrolle sei: «Allein in der Schweiz erkranken pro Jahr 6200 Frauen an dieser Krebsart.»

Die Dringlichkeit des Themas ist auch Götz Winter, CEO des Hauptpartners Sisley Paris, bewusst: «Mit solchen Anlässen können wir Geld sammeln, aber vor allem auch die Öffentlichkeit für das Thema sensibilisieren.» Im «Dolder Grand» ist das Bewusstsein der Gäste in jeder Beziehung gross und grosszügig. Und so kann Markus Granelli, General Manager des Hotels, am Ende eines gelungenen Abends zufrieden konstatieren: «Das war die perfekte Mischung aus *leisure* und *Business*.»



*Gast im «Dolder Grand»:*  
Darya von Bergen von Swiss Glam.



*Festlaune:* Banker Melvin Sigrist (Julius Bär) mit Gattin Claudia und Geschäftspartner Marketa und Chris Erkel (v.l.).



*Harmonisch:* Moderator Sven Epiney (r.) mit Michael Graber.



*Blickfang:*  
Modedesignerin Emilia Spasskaia.



*«Es geht uns alle an»:*  
Kathrin und Anton Mosimann.



*Elegant:* Roger Müller, Selin-Dilara Tokareva.



*Einsatzbereit:* Curtis Burger, der Choreograf von DJ Bobo.



*Genossen den Abend:* Coiffeur Martin Dürrenmatt, Sängerin Nubya.



*Über den Dächern der Stadt:*  
Marc-André Schuler, Chef Bucherer Zürich.

# Einrichtungsmusik

Die Gegenwart sollte ab und an gegen den Strich gelesen werden. In der Mode steht dem Klimastreik und der Streetwear aktuell der konservative «preppy chic» mit Haarreif, Windjacke und Penny Loafer gegenüber. In der Musik schwingt sich das Genre der atmosphärischen Neoklassik zu einer gewichtigen Kategorie in den Streaming-Diensten wie Spotify auf. Einer der Vorreiter der neuen Musik Anfang des 20. Jahrhunderts, Erik Satie, nannte seine Kompositionen «musique d'ameublement». Finden wir uns gerade im Klima eines Neo-Biedermeier wieder? Eine der Folgen des Wiener



Neoklassische Musik wie die von Erik Satie wird seit einiger Zeit populärer.

Kongresses 1815 war es, dass die wiederhergestellten Monarchien das Leben in Vereinen, Logen und dergleichen verboten. Abstandhalten galt nicht pandemiebedingt, sondern um eine erneute Französische Revolution zu verhindern. Das Leben im öffentlichen Raum wurde gefährlich. Der Rückzug ins Private, ins Häusliche, markierte eine kurze Phase des Innehaltens, bevor der pralle Modernismus die Zeitläufte prägte. Man darf gespannt sein.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

## FRAGEN SIE DANIA / ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Ich bin seit einem knappen halben Jahr verheiratet. Beim Sex ist mein Mann sehr zärtlich, etwas zu sanft für meine Begriffe, zu wenig männlich. Wie soll ich ihm das beibringen, ohne dass ich ihn unnötig verunsichere?*

V. R., Romanshorn

Bei diesem Thema muss ich immer wieder lachen, weil man sonst im Alltag meistens nicht zu scheu ist, zu sagen, was man will. In der Sexualität hat man aber plötzlich das Gefühl, man habe es mit den zartesten Pflänzchen zu tun. Ist nicht ganz so. Auch hier ist eine offene Kommunikation angebracht: Je liebevoller man etwas sagt – und vor allem

auch Anleitungen gibt, was man gerne möchte und wie man es haben möchte –, desto einfacher ist es für den anderen, das umzusetzen. Sie können durchaus auch einfach mal lachen und sagen, wie schief etwas lief oder wie blöd Sie sich vorkommen – das ist völlig okay. Aber es ist wichtig, dass Sie sich den Sex holen, der Ihnen gefällt. Dass Sie zum Beispiel seine Hände nehmen und ihn führen. Das ist viel sinnvoller, als nichts zu tun. Denn wenn Sie schliesslich das Interesse am Sex verlieren würden, wäre das viel verunsichernder und verletzender für Ihren Mann. Zu Ihrer Frage ist vielleicht noch zu sagen, dass die Anforderungen an die Männer in den letzten Jahren vielfältiger geworden sind. Männer

müssen heute der beste Freund, der beste Zuhörer, gute Hausmänner, liebevolle Väter und im Bett der geile Hengst sein, der gleichzeitig aber auch sehr rücksichtsvoll sein soll. Das kann zu Verunsicherung führen. Am besten überlegen Sie sich, was Sie wirklich wollen, und versuchen das in entspannter Atmosphäre mit Ihrem Mann anzugehen.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich. Ihr jüngstes Buch «Keep It Coming – guter Sex ist Übungssache» erschien im September bei Piper.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an [danial@weltwoche.ch](mailto:danial@weltwoche.ch)

Die Fragen werden anonym publiziert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

# Daniel Wyler

In St. Gallen aufgewachsen, amtiert er 2021 als Landammann in seiner Wahlheimat Obwalden. Bei einer Forelle aus der Region erklärt der Volkswirtschaftsdirektor die Vorzüge seines Kantons.

Letzten Sommer wurde das «Palace»-Hotel Engelberg, 1904 erbaut, unter der Flagge der Kempinski-Gruppe wiedereröffnet. Das renovierte Hotel verströmt eine selbstbewusste Mischung aus Tradition und modernem Design, eingebettet in die wunderbare Bergwelt von Titlis und Co.

Bei allem touristischen Flair wird hier das Regionale gepflegt. Der in das Haus integrierte Kursaal gehört der Gemeinde Engelberg. Und die Küche des nach dem Erbauer des Hauses benannten «Cattani Restaurant» arbeitet vorwiegend mit regionalen Produkten. So will es das Konzept der Chefin Michelle Müller. Die Butter zum Beispiel stammt von der Gerschnialp ob Engelberg.

«Ich nehme die Forelle», sagt Daniel Wyler. Als Landammann für die Amtszeit 2021/22 ist er der erste Botschafter seines Kantons. Aber Wyler ist auch ein bisschen ein Exot. Denn aufgewachsen ist er in St. Gallen, und vor zwanzig Jahren ist er nach Engelberg gezogen. Und er ist der erste SVP-Politiker in der traditionell CVP-geprägten Kantonsregierung.

## «Nöd jammere, mache»

Dass er in die Politik ging, war alles andere als geplant. Die Wahl zum Richter am Bundesverwaltungsgericht wurde ihm noch verwehrt, da er keiner Partei angehörte. Als ihn dann der kantonale SVP-Präsident zum Mitmachen einlud, war er skeptisch. «Dann kann ich ja keine unabhängige Meinung mehr vertreten.» Als die Antwort lautete: «Genau solche Leute brauchen wir!», liess sich Daniel Wyler überzeugen. Und so versteht er auch seine Aufgabe: Lösungen suchen für die Probleme, die die Leute beschäftigen. Als Volkswirtschaftsdirektor vertritt Wyler seinen Kanton in der Fischereikommission Vierwaldstättersee. «Da kann es ja nicht sein, dass ich noch nie eine Angelrute in der Hand hatte!» Also machte er das Fischereipatent. Man merkt es. Als das «Forellenfilet blau aus Ennetmoos» aufgetragen wird, stellt Wyler fachmännisch fest: «eine Seeforelle», keine Bachforelle, erkennbar an der silbrigen Schattierung an der Unterseite des Filets.



«Klein, aber fein»: Politiker Wyler.

Beim Essen hebt der Landammann die wirtschaftliche Stärke seines Kantons hervor. Man sei «klein, aber fein» und vielerorts vorne mit dabei. Die Leute hier folgten dem Prinzip «Nöd jammere, mache» und brächten in vielen Wirtschaftszweigen Spitzenleistungen hervor. Er erwähnt etwa einen weltweit führenden Hersteller von Präzisionsantrieben, einen Käseproduzenten, der praktisch die ganzen Grossverteiler mit Raclettekäse beliefere, oder eine Firma, welche die ganzen Schalldecken und -wände für einen Tech-Giganten im Silicon Valley geliefert habe.

Das grösste Hindernis für die wirtschaftliche Entwicklung: «Wir haben keine Bauland-

reserven mehr für grosse Industriebetriebe.» Potenzial gebe es noch für das Kleingewerbe und im Dienstleistungsbereich. Für Jungunternehmen bietet der Kanton Räumlichkeiten zu Sonderkonditionen beim sogenannten Startup Pilatus an. Bezüglich den Unternehmenssteuern sei man schweizweit vorne mit dabei.

Die substanziellen Investitionen in das neue «Kempinski» lobt Wyler. Er hofft, dass Engelberg mit seinem neuen Fünfsternehaus touristisch noch attraktiver werde und sich für kleinere, eher privat gehaltene Kongresse und Veranstaltungen bald wieder einen Namen mache.

Florian Schwab

# Dem Glamour auf der Spur

Star-Figaro Felix Fischer hat ein Talent entdeckt, das in seine Fusstapfen treten könnte. Wir haben die Coiffeur-Hoffnung an ihrem Arbeitsort in Baden besucht.

Benjamin Bögli

Der Reporter, 46, ist erleichtert. Auf die Frage, was der Coiffeur-Lehrling, 16, von seinem halblangen Haarschnitt hält, findet dieser, der sei tipptopp so. Joris Frei ist zwar erst im zweiten Lehrjahr, doch der piekfeine Salon, in dem er arbeitet, lässt ahnen, dass hier auch schon die Jüngsten bestens Bescheid wissen. Wir befinden uns im wunderschönen Geschäft Scarabelli Hairdesign in reizender Umgebung am Rande der Badener Altstadt. Der Tipp kam von Felix Fischer. Der Schweizer Star-Figaro veredelte während seiner 24 Jahre in New York schon die berühmtesten Frauen: Madonna, Kate Winslet oder Hillary Clinton liessen bei ihm die Haare machen. Joris Frei, sagt Fischer, sei ein Styling-Talent, das es ebenfalls nach ganz oben schaffen könne.

## Kardashian-Traum

Frei, ein ziemlich grossgewachsener junger Mann, begrüsst die Kundschaft, die an diesem nebligen Donnerstagmorgen den Salon betritt, mit der eleganten Sicherheit eines Geschäftsführers. Die Anwesenheit des Journalisten scheint ihn überhaupt nicht aus der Ruhe zu bringen. Der Chef ist übrigens gerade nicht im Geschäft. Frei wuchs im Fricktal auf, wo er immer noch mit seinen Eltern – beides Polizisten – und den beiden älteren Geschwistern wohnt. Täglich fährt er eine Dreiviertelstunde zur Lehrstelle nach Baden, dem vorläufig ersten Halt auf seiner Reise in die Welt des Glamours.

Lachend erzählt er, dass er schon als kleines Kind, mit vier oder fünf Jahren, vom Schminken und Zurechtmachen entzückt war: «Ich konnte alles an meiner Schwester ausprobieren.» In der Bezirksschule sei es dann auch sehr früh klar gewesen, dass er eine Coiffeur-Lehre in Angriff nehmen wollte. Zuerst entschied er sich, daneben noch die Berufsmatura zu machen. Frei war in seinem Jahrgang der einzige Coiffeur mit dieser Ambition, und er merkte schnell, dass die Fächer eigentlich nichts mit seinem Beruf zu tun hatten. Er brach die Zusatzausbildung frühzeitig ab. «Ich möchte viel lie-



«Genau ein solches Engagement braucht es»: Haar-Virtuose Fischer.

Felix Fischer frisiert die berühmtesten Frauen dieser Welt: Er veredelte Jennifer Lopez, Madonna, Hillary Clinton oder Kate Winslet. Derzeit hat er seinen Salon im Zürcher «Savoy»-Hotel eingerichtet, daneben gibt er Seminare. Über das Coiffeur-talent Joris Frei sagt er: «Für sein Alter ist er erstaunlich ruhig, umsichtig, und er weiss, was er will. Ich lernte ihn an einem Seminar kennen. Daraufhin hat er mir ein Mail geschrieben, dass er mir gerne assistieren würde. Genau ein solches Engagement braucht es, um in diesem Beruf weit zu kommen. Es beeindruckte mich auch, dass er trotz wenig Erfahrung schon so gut frisiert.»

ber möglichst schnell möglichst viel durch die praktische Arbeit lernen», begründet er seinen Entschluss. Frei ist ein sehr freundlicher, unaufdringlicher Mensch, der aber genau weiss, was er will. Die Begeisterung für den Coiffeur-Beruf klingt bei ihm praktisch aus jedem Satz.

Was aber macht diese Faszination genau aus? Es ist das Bedürfnis, eine Person möglichst perfekt aussehen zu lassen, neue Trends zu tes-

ten, die dann möglicherweise auch von anderen übernommen werden. Interessanterweise sind es häufig Männer, die in diesem Metier an die Spitze wollen: Das Schönste aus einer Frau herauszuholen, scheint sie zu beflügeln. Auch Joris Frei sieht sich in dieser Tradition. Angetan hat es ihm zum Beispiel der Kardashian-Clan. «Es beeindruckt mich einfach, wie perfekt gestylt die Schwestern daherkommen, und das immer, wenn man sie sieht.» Das Ziel des Aargauers ist es, im Ausland Karriere zu machen. «Mein Traum? In Los Angeles mit den Kardashians zu arbeiten!»

## Ausgefallenes Hobby

Etwas über die Hälfte seiner Coiffeur-Lehre hat er hinter sich. Teilweise übernimmt er Kunden bereits selber. Bisher sei ihm beim Haarschneiden noch nie etwas komplett

*«Ich möchte viel lieber möglichst schnell möglichst viel durch die praktische Arbeit lernen.»*

misslungen, sagt er. Inspiration findet Frei vor allem in den sozialen Medien, wo er beispielsweise auf Instagram verfolgt, was die bekanntesten internationalen Stylisten so zu bieten haben. Blond sei immer noch voll im Trend, sowohl bei Männern als auch bei Frauen. Was kommt als Nächstes? «Das kann man nicht voraussagen», sagt der Blondschoopf abgeklärt.

Für seine Leidenschaft, den Beruf, hat er ein eher aussergewöhnliches Hobby auf Eis gelegt: Frei betrieb wettkampfmässig den Rhönrad-Sport. Der Turner befindet sich dabei in zwei riesigen Reifen, die mit Sprossen miteinander verbunden sind, und dreht sich so durch die Gegend. Pro Woche hatte er an mehreren Tagen zwei bis drei Stunden dafür trainiert. Das fehle ihm im Moment, und er überlegt sich, wie er den Sport wieder in sein Leben einbauen kann. Falls er seinen grossen Amerika-Traum weiterhin so konsequent verfolgt, wird er dafür kaum mehr Zeit finden.





*Leidenschaft fürs Styling: Lehrling Frei.*

Weltwoche Nr. 44.21  
Bild: Gerry Nitsch für die Weltwoche

# Annette Fetscherin, Moderatorin

Einen schönen Sommerabend mit einem Mann würde die Sportjournalistin des Schweizer Fernsehens am liebsten mit dem Dalai Lama verbringen.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu Unrecht verdammt wird?

**Annette Fetscherin:** «Verdammt» ist ein grosses Wort. Zu Unrecht verurteilt wurde die deutsche Fünfkämpferin, die, völlig überfordert, bei Olympia mit ihrem Pferd nicht zurechtkam. Und dann als Tierquälerin beschimpft wurde. Da suche ich das Problem im System, nicht bei ihr.

**Weltwoche:** Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

**Fetscherin:** Im Gesicht und an der Seele.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Fetscherin:** Zum Glück habe ich mich nie über materielle Dinge definiert. Ich verdiene genug, um mich und mein Pferd durchzufüttern.

**Weltwoche:** Wovor fürchten Sie sich?

**Fetscherin:** Davor, dass es meinen Liebsten nicht gutgehen könnte.

**Weltwoche:** Wer ist Ihr Vorbild?

**Fetscherin:** Jede Persönlichkeit, die es schafft, ein Leben in Zufriedenheit und Freundschaft zu leben.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

**Fetscherin:** Ist Seelenverwandtschaft eine Eigenschaft?

**Weltwoche:** Welcher Bundesrat ist überflüssig?

**Fetscherin:** Ich vertraue dem Schweizer Polit- und Rechtssystem. Daher keiner.

**Weltwoche:** Wessen Tagebuch würden Sie sofort lesen wollen?

**Fetscherin:** Das von Diego Armando Maradona. Stelle mir das spannend, wild und leider auch sehr tragisch vor.

**Weltwoche:** Welches ist Ihre Lieblingsbeschäftigung?

**Fetscherin:** Sport zu treiben. Für Körper und Geist.

**Weltwoche:** Wie oft lügen Sie pro Tag?

**Fetscherin:** Jetzt gerade lüge ich. Wenn ich mit «nie» antworte.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Fetscherin:** Ich bin nicht religiös im herkömmlichen Sinne. Aber ich spüre in vielen Dingen, Lebenssituationen und Menschen Göttliches.

**Weltwoche:** Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

**Fetscherin:** Da war ich knapp achtzehn. Wie es sich gehört, mit meinem festen Freund.

**Weltwoche:** Wen oder was lesen Sie am liebsten?

**Fetscherin:** Inspirierende Bücher. Wenn ich merke, dass ich nichts daraus mitnehmen, herausaugen kann, lege ich sie weg.

**Weltwoche:** Was würden Sie dem Papst sagen?

**Fetscherin:** Zuerst mal «buen día». Dann



«Ich liebe Bratwurst»: SRF-Frau Fetscherin.

möchte ich seine Geschichte als Mensch hören. Und erfahren, wie man sich fühlt in der Position eines religiösen Oberhauptes. Was sind die Ängste, welches die Glücksmomente?

**Weltwoche:** Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

**Fetscherin:** Mit dem Dalai Lama. Dann könnte ich danach die Weltansichten der beiden [Papst und Dalai Lama] vergleichen und das Stimmige für mich rausnehmen.

**Weltwoche:** Welche Kritik, die stimmt, möchten Sie nie über sich hören?

**Fetscherin:** Kritik, die stimmt, möchte ich auf jeden Fall gerne hören. Aber lieber persönlich als in der Öffentlichkeit.

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

**Fetscherin:** Mich selbst zu sein. Ich gebe ihn mir selbst vor jeder Sendung.

**Weltwoche:** Was ist Ihr liebstes Vorurteil?

**Fetscherin:** Dass Schweizer Skirennfahrer/-innen die schnellsten der Welt sind.

**Weltwoche:** Würden Sie Ihrem Partner einen Seitensprung verzeihen?

**Fetscherin:** Wie definiert man Seitensprung? Grundsätzlich bin ich ein Mensch, der sehr vieles verzeiht. Jeder Mensch hat für jedes Verhalten in jeder Situation seine Gründe.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

**Fetscherin:** Weil ich Bratwurst liebe. Aber im Ernst, ich esse sehr bewusst und nicht im Übermass tierische Produkte. Und wähle oft auch mal die pflanzenbasierte Variante.

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Fetscherin:** Ich empfinde es gerade als gutes Zeichen, dass all die wichtigen Dinge, die mir an dieser Stelle in den Sinn kommen, schon in einem Gesetz verankert sind.

**Weltwoche:** Haben Sie schon getötet?

**Fetscherin:** Mücken, Spinnen und Fliegen.

**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

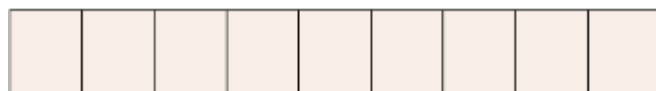
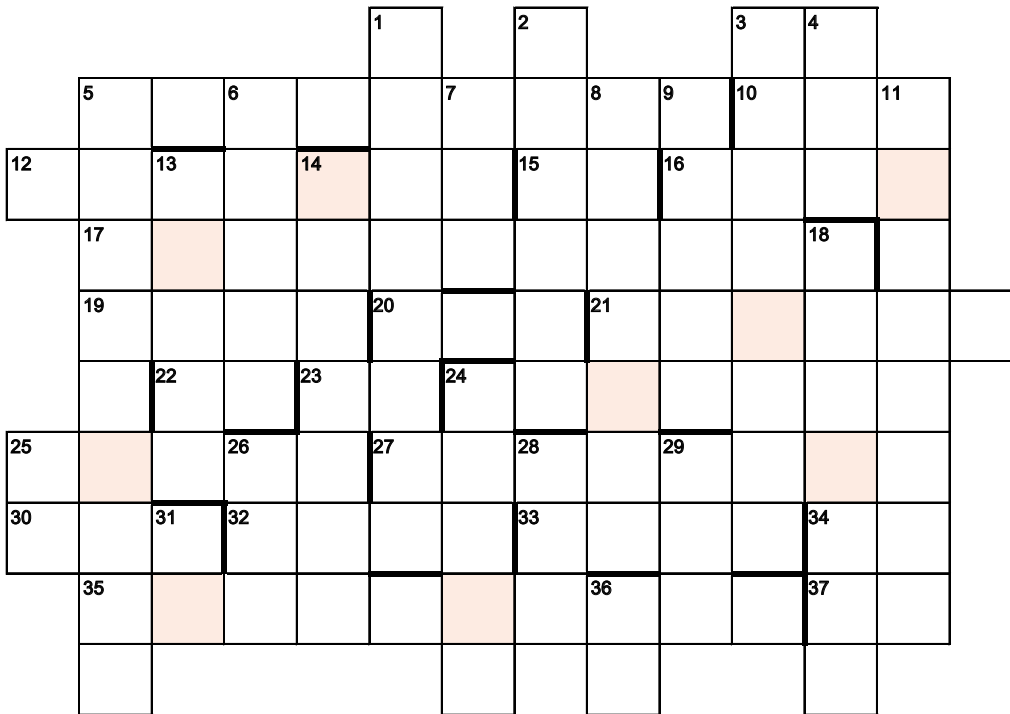
**Fetscherin:** Meine Eltern. Mein Mami hat mir seinen starken Willen und eine gesunde Portion Ehrgeiz mitgegeben. Mein Papi die Gabe, in jeder Situation ruhig und überlegt zu bleiben. Und vieles, vieles mehr.

**Weltwoche:** Hätten Sie lieber eine andere Nationalität, und wenn ja, welche?

**Fetscherin:** Ich fühle mich wunderbar wohl als Schweizerin.

**Weltwoche:** Wen würden Sie sofort adoptieren wollen?

**Fetscherin:** Irgendwie niemanden.



**Lösungswort** — gekochte Kidneys?

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 3 Autokennzeichen dort, wo angeblich etwas langsamer gefahren wird 5 aufgequollene Gliedmasse? 10 Idealisten-Domäne 12 was man nach der Gewichtskontrolle auf jeden Fall ist, auch wenn man es einer Diät nicht ist 15 wird gut acht Lichtminuten von hier in riesigen Mengen produziert 16 fließt sowohl Richtung Ostsee als auch Richtung Schwarzes Meer 17 übergeschnappte Kegelschnittkurve? 19 europäisch-amerikanischer Anatomie-Teil 20 spanisch anmutendes Rolex-Zentrum 21 wie das Leben meist nicht,  $f(x) = ax + b$  aber stets, verläuft 22 auf Produkte aufgedruckt, auch in Frankreich mehr als nur dies 23 Heuschrecken als Teamplayer 24 machen die Welt schärfer und, falls rosarot, auch schöner 25 quasi per Definition nutzlos 27 liebevoll umarrangierter Wok-Stör 30 besser -sichtig als -fältig 32 Aufforderung zum Grasschneiden oder Äusserung eines Grasfressers 33 zum Guezlibacken geeignete Kreuzworträtsel-Kuckucke 34 amerikanischer Kämpfer oder japanisches Kämpfer-Gewand 35 schmieriges Musikhaus? 37 Laut, ohne den dem Türkischen (buchstäblich) etwas fehlen würde

**Senkrecht** — 1 leicht als Folge einer viralen Erkrankung fehldiagnostizierter Krebs 2 hat (hoffentlich) das Steuer in der Hand 3 wie sowohl Fässer als auch Frechheiten im schlechtesten Fall sind 4 Piz in Verruf 5 heulendes Gespenst? 6 Art, aber nicht Spezies 7 vielseitiges Bio-Tool im Kleinstformat 8 Rück-Ausserirdischer? 9 machen Armeen und angeblich auch gewisse Schokoriegel 11 fast immer obsolet, wenn die geplante Obsoleszenz zuschlägt 13 gehört zum alten Eisen 14 durch die neue deutsche Rechtschreibung scheinbar in den Adelsstand erhobener Wissenschaftler 18 motivierende Aufforderung an einen Müllmann? 24 sprachlicher Gipfel des Desinteresses, mathematisch: B 25 Beginn der Dekadenz 26 in Komitees vertretene ältere Dame 28 heilig wie Paulo, Tomé oder Miguel 29 oft wichtiger als das Was 31 knapper Leuchtröhreninhalt 36 macht zusammen mit einem Ferkel den Hundertsechzig-Morgen-Wald unsicher

© Daniela Feurer – Rätselfactory

### Lösung zum Denkanstoss Nr. 740

P	A		E		T			K		S			
U	N	V	E	R	M	I	T	T	E	L	T		
T	R	A	M	P	E	L	P	F	A	D	E		
Z	I	T	T	E	R	G	R	A	S	F	I	T	
I	C	E	U	L	M	E	O	D	E	O	N		
F	U	H	R	M	A	N	N	G	E	W	E	B	E
A	N	T	T	U	B	A	G	R	N	A	N	U	
S	E	A	L	B	A	N	A	U	S	E	T		
E	N	G	T	A	L	U	M	W	E	L	T		
R								M			M		

**Waagrecht** — 1 PA (Panama) 7 UNVERMITTELT 12 TRAMPELPFAD 15 ZITTERGRAS (Gras: ugs. f. Haschisch) 17 FIT (engl. f. passen) 18 ICE (Intercity-Express, engl. f. Eis) 19 ULME 21 ODEON 23 FUHRMANN 26 GEWEBE 27 ANT (engl. f. Ameise, Film «Antz») 28 TUBA (med.: Röhre) 30 GR 31 NÄNU 33 SEAL (engl. f. Seehund/Siegel) 34 BANAUSE 37 SPRINGTAL 38 UMWELT

**Senkrecht** — 1 PUTZ 2 ANRICHTEN 3 ERPEL 4 TILGEN 5 (I)KEA(-)Schränk 6 STEINBUTT (butt: ugs. f. buttocks = engl. f. Gesäss) 8 VATERTAG 9 EM (Europameisterschaft) 10 MER (franz. f. Meer) 11 LD (Laserdisc) 13 PROGRAMM (pro Gramm) 14 FADEN 16 TUMULT 17 FOEN 20 MN (Mangan) 22 EW (Elektrizitätswerk) 24 UNSERiös 25 ABBA 29 AAL 30 BegeGNUNG 32 ASE 35 UW 36 (H)ELM

**Lösungswort** — **VOGELBAUER**

Die neuen Rätsel für  
die WELTWOCHEN schreibt  
Daniela Feurer

**EMS**  
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit  
erfolgreich in den Geschäftsbereichen  
Hochleistungspolymere  
Spezialchemikalien

Elegance is an attitude



Régé-Jean Page

LONGINES



The Longines  
Master Collection